Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1848.

Denkwürdigkeiten

eines

Arztes.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Boller.

25—27. Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1848.

seiner Liebe und seines Hasses, seines Verlangens und seiner Verachtung.

Doch von dem Tage, wo sich diese Schönheit trübte, wo die Züge von Andrée die Verräther eines Leidens oder einer Scham wurden; von dem Tage endlich, wo eine Gefahr für Andrée, eine Gefahr für Gilbert vorhanden war, veränderte sich die Lage der Dinge gänzlich, und Gilbert, ein ausgezeichnet richtiger Geist, veränderte mit dieser Lage auch den Gesichtspunkt.

Sein erstes Gefühl, wir müssen es sagen, war eine tiefe Traurigkeit. Nicht ohne Schmerz sah er die Schönheit, die Gesundheit seiner Geliebten verwelken. Er fühlte es als einen köstlichen Stolz, diese so hoffärtige, gegen ihn so verächtliche Frau zu beklagen und alle Schmach, mit der sie ihn bedeckt, durch Mitleid zu erwiedern.

Wir wollen indessen Gilbert nicht hiedurch entschuldbar finden, der Stolz rechtfertigt nichts. Bei der Art und Weise, wie er die Lage nun in's Auge zu fassen sich zur Gewohnheit machte, war der Stolz hauptsächlich im Spiele. So oft Fräulein von Taverney, bleich, leidend, gebückt, wie ein Gespenst vor den Augen von Gilbert erschien, sprang das Herz von diesem, das Blut stieg ihm in die Augenlider, wie es die Thränen thun, und er preßte an seine Brust eine krampfhafte, unruhige Hand, welche die Empörung seines Gewissens zurückzudrängen suchte.

„Durch mich ist sie verloren,“ murmelte er, und nachdem er sie mit einem wüthenden, verzehrenden Blick angeschaut hatte, entfloh er, während er sie immer wiedersehen und seufzen zu hören glaubte.

Dann empfand er in seinem Innern einen der brennendsten Schmerzen, die der Mensch zu ertragen vermag. Seine wüthende Liebe bedurfte einer Erleichterung, und zuweilen hätte er sein Leben geopfert, um berechtigt zu sein, vor Andrée auf die Kniee zu fallen, ihre Hand zu nehmen, sie zu trösten, sie in's Leben zurückzurufen, wenn sie bewußtlos hingesunken war. Seine Ohnmacht bei

CXLV.

Das Gewissen von Gilbert.

Alle diese von uns erzählten Ereignisse hatten einen furchtbaren Gegenschlag auf Gilbert hervorgebracht.

Die sehr zweideutige Empfindlichkeit dieses jungen Mannes wurde auf eine zu harte Probe gestellt, da er von irgend einer verborgenen Stelle aus, die er in einem Winkel der Gärten zu wählen wußte, jeden Tag die Fortschritte der Krankheit auf dem Gesichte und im Gang von Andrée wahrnahm; da diese Bläße, die ihn am Tage vorher beunruhigt hatte, am andern Tag noch viel bezeichnender, viel verrätherischer erschien, wenn sich Fräulein von Taverney bei den ersten Strahlen des Tags an ihr Fenster stellte. Wer dann den Blick von Gilbert beobachtet hätte, würde darin die charakteristischen Züge der Gewissensfolter, welche zu einer classischen Zeichnung bei den Malern des Alterthums geworden ist, nicht verkannt haben.

Gilbert liebte die Schönheit von Andrée und durch die Gegenwirkung haßte er sie. Diese glänzende Schönheit begründete in Verbindung mit so vielen andern Vorzügen eine neue Abgrenzungslinie zwischen ihm und dem Mädchen; doch diese Schönheit erschien ihm auch als ein neuer Schatz für die Eroberung ... Dies waren die Gründe

diesen Gelegenheiten war für ihn eine Strafe, deren Martern nichts in der Welt zu beschreiben vermöchte.

Gilbert ertrug dieses Märtyrthum drei Tage.

Am ersten Tag bemerkte er die Veränderung, die langsame Zersetzung, welche bei Andrée vorging. Da, wo noch Niemand etwas sah, errieth, erklärte er, der Schuldige, Alles. Mehr noch: nachdem er den Gang des Uebels studirt hatte, berechnete er genau die Epoche, wo die Krise eintreten würde. Der Tag der Ohnmachten ging für ihn in Bangigkeiten, in Schweißen, in schwankenden Schritten, sicheren Anzeichen eines gefolterten, rebellischen Gewissens, vorüber. Alles dieses Hin- und Hergehen, diese Miene der Gleichgültigkeit oder des Eifers, diese Aufwallungen der Sympathie oder des Hohnes, welche Gilbert als Meisterwerke der Verstellung und der Taktik betrachtete, hätte der geringste Schreiber des Chatelet, der unterste Schließer von Saint-Lazare so vollkommen analysirt und übersetzt, als la Fouine von Herrn von Sartines die in Ziffern geschriebenen Correspondencen las und übersetzte.

Man sieht nicht einen Menschen bis zur Athemlosigkeit laufen, dann plötzlich stille stehen, unartikulirte Töne ausstoßen, dann mit einem Schlag in das schwärzeste Stillschweigen versinken; man sieht nicht auf unbedeutende Geräusche in der Luft horchen, an der Erde kratzen, oder mit einer Art von Wuth die Bäume zerhauen, ohne stille zu stehen und zu sagen:

„Dieser ist ein Narr, wenn er nicht ein Verbrecher ist.“

Nach dem ersten Ausbruch der Gewissensbisse war Gilbert vom Mitleid zur Selbstsucht übergegangen. Er fühlte, die so häufigen Ohnmachten von Andrée würden nicht Jedermann als eine natürliche Krankheit erscheinen, und man würde nach der Ursache forschen.

Gilbert erinnerte sich sodann der so brutalen und raschen Formen der Gerichte, der Verhöre, der Nachforschungen, der der übrigen Welt unbekannten Analogien,

welche auf die Spur eines Verbrechens diese bemittelten Leithunde aller Arten von Diebstählen, die einen Menschen entehren können, diese Leithunde, genannt Untersuchungsrichter, bringen.

Der Diebstahl aber, den Gibert begangen hatte, erschien in moralischer Hinsicht als der gehässigste und strafbarste.

Er zitterte also im Ernste, denn er befürchtete, die Leiden von Andrée könnten eine Untersuchung hervorrufen.

Dem Verbrecher jenes berühmten Gemäldes ähnlich, den der Engel der Reue mit dem bleichen Feuer seiner Fackel verfolgt, wandte Gilbert von nun an seine Blicke unabläßig auf Alles, was ihn umgab. Jedes Geräusch, jedes Flüstern wurde ihm verdächtig. Er horchte auf jedes Wort, das man in seiner Gegenwart aussprach, und so unbedeutend es war, schien es ihm doch eine Beziehung zu Fräulein von Taverney oder zu ihm zu haben.

Er sah Herrn von Richelieu zum König, Herrn von Taverney zu seiner Tochter gehen. Es kam ihm vor, als nähme das Haus an diesem Tag ein ungewöhnliches Aussehen der Verschwörung und des Argwohns an.

Es war noch viel schlimmer, als er den Arzt der Dauphine sich nach dem Zimmer von Andrée wenden sah.

Gilbert gehörte zu jenen Skeptikern, die an gar nichts glauben. Es war ihm wenig an den Menschen und am Himmel gelegen; doch er erkannte als Gott die Wissenschaft und verkündigte ihre Allmacht.

In gewissen Augenblicken hätte Gilbert den unfehlbaren Scharfsinn des höchsten Wesens geleugnet; nie aber würde er an der Hellsichtigkeit des Arztes gezweifelt haben. Die Ankunft des Doctor Louis bei Andrée war ein Schlag, von dem sich der Geist Gilberts nicht erholte.

Jede Arbeit unterbrechend und stumm wie eine Bildsäule gegen die Ermahnungen seiner Obern, lief er nach

seinem Zimmer. Hier, hinter dem armseligen Vorhang, den er angebracht hatte, um seine Spähereien zu verkleiden, schärfte er alle seine Sinne in der Absicht, ein Wort, eine Geberde zu erlauern, die ihm das Resultat der Berathung offenbaren würden.

Nichts erleuchtete ihn. Er erblickte nur einmal das Gesicht der Dauphine, welche ans Fenster trat, um durch die Scheiben in den Hof zu schauen, den sie vielleicht noch nie gesehen hatte.

Er konnte auch wahrnehmen, wie der Doctor Louis das Fenster öffnete, um ein wenig Luft in das Zimmer einzulassen. Doch Gilbert vermochte nicht zu hören, was er sagte, er vermochte das Spiel der Physiognomie nicht zu sehen: ein dichter Vorhang fiel am Fenster herab und benahm ihm jede Möglichkeit, die Scene zu beobachten.

Man kann sich die Angst des jungen Mannes denken. Der Arzt mit dem Luchsauge hatte das Geheimniß entdeckt. Der Ausbruch mußte stattfinden; nicht unmittelbar, denn Gilbert nahm mit Recht an, die Gegenwart der Dauphine wäre ein Hinderniß dagegen, doch sogleich, zwischen dem Vater und der Tochter, nach dem Abgang der zwei fremden Personen.

Trunken vor Schmerz und Ungeduld, schlug Gilbert seinen Kopf an die Wände der Mansarde.

Er sah Herrn von Taverney mit der Frau Dauphine weggehen, und der Doctor war schon weggegangen.

„Die Erklärung wird zwischen Herrn von Taverney und der Dauphine stattfinden," sagte er zu sich selbst.

Der Baron kehrte nicht zu seiner Tochter zurück; Andrée blieb allein zu Hause und brachte die Zeit auf einem Sopha zu, bald bei einer Lecture, welche sie Migräne und Krämpfe zu unterbrechen zwangen, bald in einer solchen Versunkenheit und Unempfindlichkeit, daß Gilbert diesen Zustand für Extase hielt, wenn er eine solche Periode durch den Zwischenraum des Vorhangs, den der Wind aufhob, erschaute.

Ermüdet durch Schmerzen und Gemüthsbewegungen

entschlummerte Andrée. Gilbert benützte diese Frist, um auswärts die Gerüchte und Commentare zu sammeln.

Diese Zeit war ihm kostbar, weil er sie zu Betrachtungen verwenden konnte.

Die Gefahr war so drohend, daß er sie durch einen raschen heldenmüthigen Entschluß bekämpfen mußte.

Dies war der erste Stützpunkt, auf welchem dieser gerade durch seine Feinheit schwankende Geist wieder Federkraft und Ruhe gewann.

Doch welchen Entschluß sollte er fassen? Eine Veränderung ist unter solchen Umständen eine Offenbarung. Die Flucht . . . Ah! ja! die Flucht, mit dieser Thatkraft der Jugend, mit dieser Stärke der Verzweiflung und der Angst, welche die Kräfte eines Menschen verdoppeln und sie der eines Heeres gleichmachen . . . Sich bei Tag verbergen, bei Nacht marschiren, und endlich anlangen...

Wo?

An welchem Ort sich so gut verbergen, daß der rächende Arm der Gerechtigkeit des Königs nicht dahin zu reichen vermöchte?

Gilbert kannte die Sitten des Landes. Was hält man in beinahe öden, wilden Gegenden, denn an die Städte war nicht zu denken, was hält man in einem Flecken, in einem Dorfe von dem Fremden, der eines Tags kommt und sein Brod bettelt, oder den man im Verdacht hat, er stehle es? Und dann kannte sich Gilbert auswendig; ein merkwürdiges Gesicht, ein Gesicht, das fortan das unvertilgbare Gepräge eines furchtbaren Geheimnisses an sich tragen müßte, würde die Aufmerksamkeit des ersten des besten Beobachters erregen. Fliehen war schon eine Gefahr, doch entdeckt werden war eine Schmach.

Floh Gilbert, so mußte man ihn für schuldig halten; er verwarf diese Idee; und als hätte sein Geist gerade nur Kräfte gehabt, um eine Idee zu finden, fand der Unglückliche nach der Flucht den Tod.

Es war das erste Mal, daß er hieran dachte, die

Erscheinung des düsteren Gespenstes, das er heraufbeschwor, verursachte ihm keine Angst.

„Es wird immer noch Zeit sein, an den Tod zu denken, wenn alle Mittel erschöpft sind," sprach er zu sich selbst. „Ueberdies ist es eine Feigheit, sich zu tödten, wie Herr Rousseau sagt; leiden ist edler."

Bei diesem Paradoxon erhob Gilbert das Haupt und fing wieder an in den Gärten umherzuirren.

Er war im ersten Schimmer der Sicherheit begriffen, als plötzlich Philipp durch seine Ankunft alle seine Ideen niederwarf und ihn in eine neue Reihe von Verlegenheiten und Bangigkeiten stürzte.

Der Bruder! der Bruder herbeigerufen, es war also ganz richtig! Die Familie war entschlossen, zu schweigen, aber mit allen den Nachforschungen, mit dem scharfen Nachspüren, mit den peinlichen Umständen, welche für Gilbert die ganze Bedeutsamkeit des Folterapparats der Conciergerie, des Chatelet und der Tournelles hatten. Man würde ihn vor Andrée schleppen, man würde ihn nöthigen, niederzuknieen, demüthig sein Verbrechen zu bekennen und ihn wie einen Hund mit dem Stock oder mit dem Messer tödten. Eine gesetzliche Rache, deren Straflosigkeit zum Voraus in einer Menge vorhergehender Abenteuer lag.

König Ludwig XV. zeigte sich sehr nachsichtig gegen den Adel bei solchen Veranlassungen.

Und dann war Philipp der furchtbarste Rächer, den Fräulein von Taverney hätte herbeirufen können; Philipp, der einzige der Familie, der für Gilbert Gefühle eines Menschen, und beinahe eines Gleichgestellten geäußert hatte, würde Philipp den Schuldigen nicht ebenso sicher mit einem Wort, als mit dem Eisen tödten, wäre dieses Wort:

„Gilbert, Du hast unser Brod gegessen, und Du entehrst uns!"

Wir haben auch Gilbert bei der ersten Erscheinung

von Philipp entweichen sehen; als er zurückkehrte, gehorchte er nur seinem Instinkt, um sich nicht selbst anzuklagen, und von diesem Augenblick drängte er alle seine Kräfte nach einem Ziele zusammen: nach dem Widerstand.

Er folgte Philipp, sah ihn zu Andrée hinaufgehen und mit dem Doctor Louis sprechen; er bespähte Alles, er beurtheilte Alles, er begriff die Verzweiflung von Philipp. Er sah diesen Schmerz wachsen und größer werden: seine furchtbare Scene mit Andrée errieth er aus dem Spiel der Schatten hinter dem Vorhang.

„Ich bin verloren," dachte er; seine Vernunft verwirrte sich; er ergriff ein Messer, um Philipp zu tödten, den er an seiner Thüre erscheinen zu sehen erwartete . . . oder um sich selbst zu tödten, wenn es sein müßte.

Philipp söhnte sich im Gegentheil mit seiner Schwester aus. Gilbert sah ihn auf den Knieen, die Hände von Andrée küssend. Dies war eine neue Hoffnung, ein Hafen der Rettung. War Philipp noch nicht mit einem Wuthgeschrei heraufgekommen, so war dies der Fall, weil Andrée den Namen des Schuldigen durchaus nicht kannte. Wußte sie, der einzige Zeuge, der einzige Ankläger, nichts, so wußte Niemand etwas. Wenn Andrée . . . tolle Hoffnung! . . . wußte und nichts gesagt hatte, so war es mehr als Rettung, es war Glück, es war Triumph.

Von diesem Augenblick schwang sich Gilbert entschlossen bis zum Niveau der Lage der Dinge empor. Nichts hielt ihn mehr in seinem Gange auf, sobald er seinen Scharfblick wieder erlangt hatte.

„Wo sind die Spuren, wenn Fräulein von Taverney mich nicht anklagt?" sagte er; „und ich Narr, der ich bin, würde sie mich des Erfolges, oder des Verbrechens anschuldigen? Sie hat mir das Verbrechen nicht vorgeworfen, nichts hat mir seit drei Wochen angedeutet, sie hasse oder vermeide mich mehr als früher.

„Wenn sie also die Ursache nicht gekannt hat, so verräth nichts in der Wirkung mehr mich, als einen

Andern. Ich habe den König selbst im Zimmer von Fräulein Andrée gesehen. Ich würde es im Nothfall vor dem Bruder bezeugen, und trotz alles Leugnens Seiner Majestät würde man mir glauben . . . Ja, doch dies wäre ein sehr gefährliches Spiel . . . Ich werde schweigen; der König hat zu viele Mittel, um seine Unschuld zu beweisen, oder meine Zeugschaft niederzuschlagen. Doch habe ich nicht in Ermanglung des Königs, dessen Name bei dem Allem nur unter der Gefahr eines ewigen Gefängnisses oder des Todes angerufen werden kann, den unbekannten Mann, der Fräulein von Taverney in derselben Nacht in den Garten hinabsteigen machte?. . Wie wird sich dieser vertheidigen? Wie sollte man ihn errathen, wie sollte man ihn wiederfinden, wenn man ihn erriethe? Dieser ist nur ein gewöhnlicher Mensch, ich bin so viel werth als er und werde mich stets gut gegen ihn vertheidigen. Uebrigens denkt man nicht an mich. Gott allein hat mich gesehen," fügte er voll Bitterkeit lachend bei. „Doch dieser Gott, der so oft meine Thränen und meine Schmerzen sah, ohne etwas zu sagen, warum sollte er die Ungerechtigkeit begehen, mich bei dieser Gelegenheit zu verrathen, der ersten, die er mir glücklich zu sein geboten hat?

„Ueberdies, wenn das Verbrechen besteht, ist es ihm zuzuschreiben und nicht mir, und Herr von Voltaire beweist auf das Klarste, daß es keine Wunder mehr gibt. Ich bin gerettet, ich bin ruhig, mein Geheimniß gehört mir, die Zukunft gehört mir."

Nach diesen Betrachtungen, oder vielmehr nach dieser Uebereinkunft mit seinem Selbstvertrauen, packte Gilbert seine Gartengeräthschaften zusammen und nahm sein Abendbrod mit seinen Kameraden. Er war heiter, sorglos, herausfordernd sogar. Er hatte Reue, er hatte Angst gehabt, das ist eine Schwäche, die ein Mann, ein Philosoph, schleunigst tilgen mußte. Nur rechnete er ohne sein Gewissen. Gilbert schlief nicht.

CXLVI.

Zwei Schmerzen.

Gilbert hatte die Lage der Dinge vernünftig beurtheilt, als er von dem Unbekannten sprechend, den er im Garten an dem Abend wahrgenommen, der so unselig für Fräulein von Taverney gewesen war, sagte:

„Wird man ihn wiederfinden?"

Philipp wußte in der That durchaus nicht, wo Joseph Balsamo, Graf von Fönix, wohnte.

Aber er erinnerte sich jener Dame von Stand, der Marquise von Savigny, zu der Andrée am 31. Mai, um eine Pflege zu erhalten, geführt worden war.

Die Stunde war nicht so vorgerückt, daß man nicht bei dieser Dame erscheinen konnte, welche in der Rue Saint-Honoré wohnte. Philipp bewältigte alle Aufregung seines Geistes und seiner Sinne; er ging zu der Dame hinauf, und die Kammerfrau gab ihm sogleich und ohne alles Zögern die Adresse von Balsamo in der Rue Saint-Claude im Marais.

Philipp folgte auf der Stelle der angegebenen Adresse.

Aber nicht ohne eine tiefe Bewegung berührte er den Klopfer dieses verdächtigen Hauses, worin seiner Vermuthung nach auf ewig die Ruhe und die Ehre der armen Andrée begraben waren. Doch seinen Willen zu Hülfe rufend, hatte er bald die Entrüstung, die Empfindlichkeit überwunden, um sich unversehrt die Kräfte zu erhalten, deren er zu bedürfen glaubte.

Er klopfte an das Haus mit ziemlich sicherer Hand, und die Thüre öffnete sich nach der Sitte des Ortes.

Philipp trat, sein Pferd am Zügel führend, in den Hof ein. Doch er hatte nicht vier Schritte gemacht, als

Fritz, aus dem Vorhause hervortretend, auf der Schwelle erschien und ihn mit der Frage:

„Was will der Herr?"

aufhielt.

Philipp bebte wie bei einem unvorhergesehenen Hinderniß. Er schaute den Deutschen die Stirne faltend an, als hätte er nicht einfach die Pflicht eines Dieners erfüllt.

„Ich will mit dem Herrn vom Hause, mit dem Grafen von Fönix sprechen," antwortete Philipp, während er den Zaum seines Pferdes durch einen Ring schlang und auf das Haus zuging, in das er sogleich eintrat.

„Der Herr ist nicht zu Hause," sagte Fritz, der jedoch Philipp mit jener Höflichkeit des gut gezogenen Dieners vorüberließ.

Philipp schien Alles vorhergesehen zu haben, nur diese einfache Antwort nicht.

Er blieb einen Augenblick verblüfft und fragte dann:

„Wo werde ich ihn finden?"

„Ich weiß es nicht, mein Herr."

„Ihr müßt es aber wissen?"

„Ich bitte um Verzeihung, mein Herr legt mir keine Rechenschaft ab."

„Mein Freund, ich muß Euren Herrn diesen Abend sprechen."

„Ich bezweifle, daß dies möglich ist."

„Es betrifft eine höchst wichtige Angelegenheit."

Fritz verbeugte sich, ohne zu antworten.

„Er ist also ausgegangen?" fragte Philipp.

„Ja, mein Herr."

„Er wird ohne Zweifel nach Hause kommen?"

„Ich glaube nicht, mein Herr."

„Ah! Ihr glaubt nicht?"

„Nein."

„Sehr gut," rief Philipp mit einem Anfang von Fieber; „mittlerweile meldet Eurem Herrn . . ."

„Ich habe schon die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen

der Herr sei nicht hier," erwiederte Fritz mit einer unstörbaren Ruhe.

„Ich weiß, was Verbote werth sind, mein Freund, und das Eurige ist achtbar; doch es läßt sich in der That nicht auf mich anwenden, dessen Besuch Euer Herr nicht vorhersehen konnte, und der ich ausnahmsweise komme."

„Das Verbot dehnt sich auf Jedermann aus, mein Herr," entgegnete Fritz unbesonnener Weise.

„Ah! da man Euch ein Verbot gegeben hat, so ist Euer Herr zu Hause."

„Nun, und hernach?" sagte Fritz, den so viel Zudringlichkeit ungeduldig zu machen anfing.

„Nun! ich werde warten."

„Der Herr ist nicht hier, sage ich Ihnen, das Haus ist vor einiger Zeit in Brand gerathen und in Folge davon unbewohnbar geworden."

„Du bewohnst es doch, Du," entgegnete Philipp, ebenfalls ungeschickt.

„Ich bewohne es als Wächter."

Philipp zuckte die Achseln wie ein Mensch, der nicht ein Wort von dem, was man ihm sagt, glaubt.

Fritz fing an zornig zu werden und rief:

„Ob übrigens der Herr Graf zu Hause oder nicht zu Hause ist, pflegt man doch weder in seiner Abwesenheit, noch in seiner Anwesenheit mit Gewalt bei ihm einzudringen, und wenn Sie sich nicht in die Gewohnheiten des Hauses fügen, so werde ich gezwungen sein . . ."

Fritz hielt inne.

„Wozu?" fragte Philipp sich vergessend.

„Sie hinauszuwerfen," antwortete Fritz ruhig.

„Du?" rief Philipp, das Auge funkelnd.

„Ich," erwiederte Fritz, der mit dem seiner Nation eigenthümlichen Charakter in demselben Maß, in welchem sein Zorn stieg, allen Anschein der Kaltblütigkeit wiedererlangte.

Und er machte einen Schritt gegen den jungen Mann, der ganz außer sich nach seinem Degen griff.

Ohne sich durch den Anblick des Eisens einschüchtern zu lassen, ohne um Hülfe zu rufen (vielleicht war er auch allein), nahm er von der Wand, woran eine Trophäe aufgehängt war, einen Spieß, an der ein kurzes, aber spitziges Eisen, stürzte auf Philipp, mehr als Stockschwinger, denn als Fechter, los und machte mit dem ersten Schlag den kleinen Degen in Stücke zerspringen.

Philipp stieß einen Schrei des Grimms aus, eilte auch nach der Trophäe und suchte irgend eine Waffe zu ergreifen.

In diesem Augenblick öffnete sich die Geheimthüre der Hausflur, und der Graf hob sich aus dem dunklen Rahmen hervor.

„Was gibt es denn, Fritz?“ fragte er.

„Nichts, mein Herr,“ erwiederte der Diener, indem er den Spieß senkte, aber sich wie eine Barriere vor seinen Herrn stellte, der ihn, auf den Stufen der Geheimtreppe stehend, um den halben Leib überragte.

„Herr Graf von Fönix,“ sprach Philipp, „ist es eine Sitte Ihres Landes, daß die Lackeien einen Edelmann mit dem Spieß in der Hand empfangeu, oder ist das eine besondere Vorschrift in Ihrem edlen Hause?“

„Zurück, Fritz,“ sagte Balsamo.

Fritz senkte seinen Spieß und stellte ihn auf ein Zeichen seines Herrn in eine Ecke der Flur.

„Wer sind Sie, mein Herr?“ fragte der Graf, der Philipp bei dem Schein der Lampe, die das Vorhaus beleuchtete, nicht gut zu erkennen vermochte.

„Einer, der Sie durchaus sprechen will.“

„Der will?“

„Ja.“

„Das ist ein Wort, das Fritz entschuldigt, mein Herr, denn ich will Niemand sprechen, und wenn ich in meinem Hause bin, gestehe ich Niemand das Recht zu, mich sprechen zu wollen; aber,“ fügte Balsamo mit einem

Seufzer bei, „ich verzeihe Ihnen, unter der Bedingung jedoch, daß Sie sich entfernen und nicht länger meine Ruhe stören."

„In der That," rief Philipp, „es steht Ihnen gut an, Ruhe zu verlangen, Ihnen, der Sie mir die meinige geraubt haben."

„Ich habe Ihnen Ihre Ruhe geraubt?" fragte der Graf.

„Ich bin Philipp von Taverney!" rief der junge Mann, im Glauben, diese Erwiederung würde für das Gewissen des Grafen Alles beantworten.

„Philipp von Taverney?" sagte der Graf. „Mein Herr, ich bin bei Ihrem Vater gut aufgenommen worden, Sie sollen auch bei mir gut aufgenommen werden."

„Das ist ein Glück," murmelte Philipp.

„Wollen Sie die Güte haben, mir zu folgen, mein Herr."

Balsamo schloß die Thüre der Geheimtreppe, ging Philipp voran und führte ihn in den Salon, wo wir nothwendiger Weise einige Scenen von dieser Geschichte, und besonders die neuste von allen, die hier vorgefallen, die mit den fünf Meistern, sich entwickeln sahen.

Der Salon war beleuchtet, als ob man Jemand erwartet hätte; doch dies war offenbar in Folge von einer der verschwenderischen Gewohnheiten des Hauses der Fall.

„Guten Abend, Herr von Taverney," sagte Balsamo mit einem sanften und verschleierten Ton, der Philipp die Augen zu ihm aufzuschlagen veranlaßte.

Doch bei dem Anblick von Balsamo machte Philipp einen Schritt rückwärts.

Der Graf war in der That nur noch ein Schatten von sich selbst; seine hohlen Augen hatten kein Licht mehr; abmagernd hatten seine Wangen den Mund mit zwei Falten umgeben, und kahl und knochig verlieh der Gesichtswinkel dem ganzen Kopf eine Aehnlichkeit mit einem Todtenkopf.

Philipp war ganz bestürzt. Balsamo gewahrte seine Verwunderung, und ein Lächeln von einer tödtlichen Traurigkeit schwebte über seine bleichen Lippen hin.

„Mein Herr," sagte er, „ich habe mich wegen meines Dieners zu entschuldigen; doch er befolgte in der That nur die ihm ertheilte Vorschrift, und Sie, erlauben Sie mir diese Bemerkung, Sie waren im Unrecht, daß Sie Zwang anwenden wollten."

„Mein Herr," entgegnete Philipp, „Sie wissen wohl, es gibt im Menschenleben außerordentliche Lagen, und ich befinde mich in einer dieser Lagen."

Balsamo antwortete nicht.

„Ich wollte Sie sehen," fuhr Philipp fort, „ich wollte Sie sprechen; um bis zu Ihnen zu dringen, würde ich dem Tod getrotzt haben."

Balsamo schaute Philipp fortwährend stillschweigend an und schien eine Aufklärung über die Worte des jungen Mannes zu erwarten, ohne daß er die Kraft oder die Neugierde hatte, eine solche zu fordern.

„Ich habe Sie," fügte Philipp bei, „ich habe Sie endlich, und wir werden uns erklären, wenn es Ihnen beliebt; doch wollen Sie zuerst diesen Menschen entlassen."

Und er bezeichnete mit dem Finger Fritz, der den Thürvorhang aufgehoben hatte, als wollte er seinen Herrn nach seinen letzten Befehlen in Beziehung auf den überlästigen Besuch fragen.

Balsamo heftete auf Philipp einen Blick, mit dem er seine Absichten durchdringen wollte; doch da er sich nun einem Mann gegenüberfand, der ihm an Rang und Würde gleichkam, so hatte Philipp seine Ruhe und seine Stärke wieder gewonnen; er war undurchdringlich.

Mit einer einfachen Bewegung des Kopfes oder der Augenbrauen vielmehr entließ Balsamo Fritz, und die zwei Männer setzten sich einander gegenüber, Philipp den Rücken dem Kamin zugewendet, Balsamo den Ellenbogen auf ein Tischchen gestützt.

„Sprechen Sie rasch und klar, wenn es Ihnen be-

liebt, mein Herr," sagte Balsamo, „denn ich höre Sie nur aus Wohlwollen an und ich bemerke Ihnen zum Voraus, daß ich bald müde sein werde."

„Ich werde sprechen, wie ich muß, und so, wie ich es für geeignet erachte," erwiederte Philipp, „und ohne Ihr Belieben werde ich mit einem Verhör beginnen."

Bei diesen Worten machte ein furchtbares Stirnefalten einen elektrischen Blitz aus den Augen von Balsamo hervorspringen.

Dieses Wort erweckte solche Erinnerungen in ihm, daß Philipp gebebt haben würde, wenn er gewußt hätte, was sich tief in dem Herzen dieses Mannes bewegte.

Nach einem Augenblick des Stillschweigens, den er dazu anwandte, seine Selbstbeherrschung wieder zu gewinnen, sagte Balsamo:

„Fragen Sie."

„Mein Herr," sprach Philipp, „nie erklärten Sie mir genau die Verwendung Ihrer Zeit in der bekannten Nacht vom 31. Mai, von dem Augenblick an, wo Sie meine Schwester mitten aus den Sterbenden und Todten, mit denen der ganze Platz gefüllt war, fortschleppten."

„Was soll das bedeuten?" fragte Balsamo.

„Das soll bedeuten, daß mir Ihr Benehmen in jener Nacht stets verdächtig gewesen, und daß es mir jetzt mehr als je verdächtig ist."

„Verdächtig?"

„Ja, und daß es aller Wahrscheinlichkeit nicht das eines Mannes von Ehre gewesen ist."

„Mein Herr, ich verstehe Sie nicht; Sie müssen bemerken, daß mein Kopf angegriffen, geschwächt ist, und daß mich diese Schwäche natürlich ungeduldig macht."

„Mein Herr!" rief Philipp aufgebracht über den Ton voll Stolz und Ruhe, den Balsamo gegen ihn behauptete.

„Mein Herr!" fuhr Balsamo in demselben Ton fort, „seitdem ich die Ehre gehabt habe, Sie zu sehen, ist mir großes Unglück widerfahren; mein Haus ist theil-

weise abgebrannt und verschiedene kostbare, hören Sie wohl, sehr kostbare Gegenstände sind mir verloren gegangen: in Folge des Kummers bin ich etwas verwirrt geblieben; ich bitte Sie also, seien Sie sehr klar, oder ich werde sogleich von Ihnen Abschied nehmen."

„Oh! nein, mein Herr, nein; Sie werden nicht so leicht von mir Abschied nehmen, wie Sie sagen; ich werde Ihren Kummer ehren, wenn Sie sich gegen den meinen mitleidig zeigen; auch mir ist Unglück widerfahren, größeres als Ihnen, dessen bin ich sicher."

„Balsamo lächelte mit jenem verzweifelten Lächeln, das Philipp schon über seine Lippen hatte schweben sehen.

„Ich, mein Herr," fuhr Philipp fort, „ich habe die Ehre meiner Familie verloren."

„Nun, mein Herr, was vermag ich bei diesem Unglück?" fragte Balsamo.

„Was Sie dabei vermögen?" rief Philipp mit funkelnden Augen.

„Ja."

„Sie können mir wiedergeben, was ich verloren habe."

„Ah! Sie sind verrückt, mein Herr," rief Balsamo.

Und er streckte die Hand nach der Glocke aus.

Doch er machte diese Geberde auf eine so gelassene Weise und mit so wenig Zorn, daß ihn Philipp sogleich zurückhielt.

„Ich soll verrückt sein?" rief Philipp mit stockender Stimme; „aber begreifen Sie denn nicht, daß es sich um meine Schwester handelt, um meine Schwester, die Sie am 31. Mai ohnmächtig in Ihren Armen gehalten, die Sie in ein Ihrer Behauptung nach ehrenhaftes, nach meiner Ansicht schändliches Haus geführt haben . . . kurz um meine Schwester, deren Ehre ich mit dem Degen in der Hand von Ihnen fordere."

Balsamo zuckte die Achseln.

„Ei! guter Gott!" murmelte er, „wie viel Umwege, um zu einer so einfachen Sache zu kommen."

„Unglücklicher!“ rief Philipp.

„Was für eine bejammernswürdige Stimme haben Sie,“ sprach Balsamo mit derselben traurigen Ungeduld. „Sie betäuben mich: wollen Sie mir nicht sagen, ich habe Ihre Schwester beleidigt?“

„Ja, Feiger.“

„Abermals ein unnützer Schrei und eine unnütze Schmähung; wer Teufels sagt Ihnen denn, ich habe Ihre Schwester beleidigt?“

Philipp zögerte; der Ton, mit dem Balsamo diese Worte gesprochen hatte, setzte ihn in Erstaunen. Es war der höchste Grad von Unverschämtheit oder der Schrei eines reinen Gewissens.

„Wer es mir gesagt habe?“ versetzte der junge Mann.

„Ja, das frage ich Sie.“

„Meine Schwester selbst, mein Herr.“

„Ei! mein Herr, Ihre Schwester . . .“

„Was wollten Sie sagen?“ rief Philipp mit einer drohenden Geberde.

„Ich wollte sagen, mein Herr, Sie geben mir wahrhaftig einen sehr traurigen Begriff von Ihnen und von Ihrer Schwester. Wissen Sie, es ist die häßlichste Speculation der Welt, die Speculation, welche gewisse Frauen mit ihrer Unehre machen. Sie aber sind, die Drohung auf den Lippen, gekommen, wie die großmäuligen Brüder der italienischen Komödie, um mich, den Degen in der Hand, zu zwingen, entweder Ihre Schwester zu heirathen, was beweist, daß sie sehr eines Gatten bedarf, oder Ihnen Geld zu geben, weil Sie wissen, daß ich Gold mache; mein Herr, Sie haben sich getäuscht: Sie bekommen kein Geld und Ihre Schwester bleibt unverheirathet.“

„Dann werde ich von Ihnen das Blut bekommen, das Sie in den Adern haben, wenn Sie haben,“ rief Philipp.

„Nein, nicht einmal dieses, mein Herr.“

„Wie?“

„Das Blut, das ich habe, bewahre ich, und ich hätte, wenn ich wollte, um es zu vergießen, ein ernsteres Geschäft, als das, welches Sie mir anbieten. Thun Sie mir also den Gefallen, mein Herr, kehren Sie ruhig zurück, und wenn Sie Lärmen machen, werde ich, da mir dieser Lärmen im Kopf wehe thut, Fritz rufen; Fritz wird kommen, und auf ein Zeichen von mir bricht er Sie entzwei wie ein Rohr. Sie haben mich verstanden.“

Diesmal läutete Balsamo, und als ihn Philipp daran verhindern wollte, öffnete er ein Kistchen von Ebenholz, das auf dem Guéridon stand, nahm daraus eine Doppelpistole und spannte.

„Das ist mir ganz lieb,“ rief Philipp, „tödten Sie mich.“

„Warum sollte ich Sie tödten?“

„Weil Sie mich entehrt haben.“

Der junge Mann sprach diese Worte mit einem solchen Ausdruck von Wahrheit, daß ihn Balsamo mit einem Auge voll Sanftmuth anschaute und sagte:

„Wäre es möglich, sollten Sie in gutem Glauben handeln?“

„Sie zweifeln? Sie zweifeln an dem Wort eines Edelmanns?“

„Ich will annehmen,“ fuhr Balsamo fort, „Fräulein von Taverney allein habe den unwürdigen Gedanken gefaßt, sie habe Sie angetrieben: ich will Ihnen also eine Genugthuung geben. Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, daß mein Benehmen gegen Ihre Schwester in der Nacht vom 31. Mai tadellos gewesen ist, daß weder das Ehrgefühl, noch ein menschliches Tribunal, noch die göttliche Gerechtigkeit irgend etwas der vollkommenen Biederkeit Entgegengesetztes daran zu finden vermöchten; glauben Sie mir.“

„Mein Herr!“ rief der junge Mann erstaunt.

„Sie wissen, daß ich ein Duell nicht fürchte, nicht wahr, das liest sich in den Augen? Was meine Schwäche betrifft,

so täuschen Sie sich hierin nicht, sie ist nur scheinbar. Ich habe allerdings wenig Blut im Gesicht, doch meine Muskeln haben nichts von ihrer Stärke verloren. Wollen Sie einen Beweis sehen?"

Und Balsamo hob mit einer Hand und ohne alle Anstrengung eine ungeheure Vase von Bronze auf, welche auf einem Meuble von Boule stand.

„Wohl! es sei, mein Herr," sagte Philipp, „ich glaube Ihnen, was den 31. Mai betrifft; doch das ist eine Ausflucht, die Sie anwenden, Sie geben Ihr Wort unter der Garantie eines Irrthums in Beziehung auf den Tag, Sie haben meine Schwester seitdem wiedergesehen!"

Balsamo zögerte ebenfalls.

„Es ist wahr," sagte er, „ich habe sie wiedergesehen."

Und einen Augenblick aufgeklärt, verdüsterte sich seine Stirne wieder auf eine furchtbare Weise.

„Ah! Sie bemerken wohl," rief Philipp.

„Nun! was beweist es gegen mich, daß ich Ihre Schwester wiedergesehen habe?"

„Dies beweist, daß Sie dieselbe in den unerklärlichen Schlaf versetzt haben, von dem sie sich schon dreimal bei Ihrer Annäherung befallen fühlte, und daß Sie diese Unempfindlichkeit benützten, um die Geheimhaltung des Verbrechens zu erlangen."

„Ich frage Sie noch einmal, wer sagt dies?" rief Balsamo.

„Meine Schwester."

„Woher weiß sie es, da sie schlief?"

„Ah! Sie gestehen also, sie eingeschläfert zu haben?"

„Mehr noch, ich gestehe, sie selbst eingeschläfert zu haben."

„Eingeschläfert?"

„Ja."

„Und in welcher Absicht, wenn nicht um sie zu entehren?"

„Ach! in welcher Absicht!“ sagte Balsamo und ließ sein Haupt auf seine Brust sinken.

„Sprechen Sie, sprechen Sie.“

„In der Absicht, sie ein Geheimniß enthüllen zu lassen, das mir theurer war, als das Leben.“

„Oh! List, Ausflucht!“

„Und in jener Nacht,“ fuhr Balsamo fort, der mehr seinen eigenen Gedanken verfolgte, als das beleidigende Verhör von Philipp beantwortete, „in jener Nacht ist Ihre Schwester? . . .“

„Entehrt worden, ja, mein Herr.“

„Entehrt?“

„Meine Schwester ist Mutter!“

Balsamo stieß einen Schrei aus.

„Oh! es ist wahr, es ist wahr,“ sagte er, „ich erinnere mich, ich bin weggegangen, ohne sie aufzuwecken.“

„Sie gestehen, Sie gestehen!“ rief Philipp.

„Ja, und irgend ein Schändlicher wird in dieser gräßlichen Nacht, oh! für uns Alle gräßlichen Nacht, ihren Schlaf benützt haben.“

„Ah! wollen Sie meiner spotten, mein Herr?“

„Nein, ich will Sie überzeugen.“

„Das wird schwierig sein.“

„Wo befindet sich in diesem Augenblick Ihre Schwester?“

„Da, wo Sie dieselbe entdeckt haben.“

„In Trianan?“

„Ja.“

„Ich werde mit Ihnen nach Trianon gehen, mein Herr.“

Philipp blieb unbeweglich vor Erstaunen.

„Mein Herr,“ sprach Balsamo, „ich habe einen Fehler begangen, doch ich bin rein von jedem Verbrechen; ich habe das Kind im magnetischen Schlaf gelassen. Wohl, zur Entschädigung für diesen Fehler, den Sie mir

gerechter Weise vergeben müssen, werde ich Sie mit dem Namen des Schuldigen bekannt machen."

„Sagen Sie ihn, sagen Sie ihn!"

„Ich weiß ihn nicht."

„Wer weiß ihn denn?"

„Ihre Schwester."

„Aber sie hat sich geweigert, ihn mir zu nennen."

„Vielleicht, doch sie wird ihn mir sagen."

„Meine Schwester?"

„Werden Sie Ihrer Schwester glauben, wenn Sie Jemand anklagt?"

„Ja, denn meine Schwester ist ein Engel der Reinheit."

Balsamo läutete.

„Fritz, einen Wagen," sagte er, als er den Deutschen erscheinen sah.

Philipp schritt wie ein Wahnsinniger im Salon auf und ab.

„Sie versprechen mir, mich den Schuldigen wissen zu lassen?" rief er.

„Mein Herr," sagte Balsamo, „Ihr Degen ist im Streit zerbrochen, wollen Sie mir erlauben, Ihnen einen andern anzubieten?"

Und er nahm von einem Stuhl einen herrlichen Degen mit einem Griff von Vermeil und steckte ihn in die Kuppel von Philipp.

„Aber Sie?" sagte der junge Mann.

„Ich, mein Herr," erwiederte Balsamo, „ich brauche keine Waffen; meine Vertheidigung ist in Trianon, und mein Vertheidiger werden Sie sein, wenn Ihre Schwester gesprochen hat."

Eine Viertelstunde nachher stiegen sie in den Wagen, und Fritz führte sie im scharfen Galopp zweier vortrefflicher Pferde auf der Straße nach Versailles fort.

CXLVII.

Der Weg nach Trianon.

Alle diese Gänge und diese ganze Erklärung hatten Zeit weggenommen, so daß es beinahe zwei Uhr Morgens war, als man aus der Rüe Saint-Claude wegfuhr.

Man brauchte eine und eine Viertelstunde, um Versailles zu erreichen, und zehn Minuten, um von da nach Trianon zu gelangen, so daß die zwei Männer erst um halb vier Uhr am Orte ihrer Bestimmung ankamen.

Während des zweiten Theils der Fahrt übergoß schon die Morgenröthe mit ihrer rosenrothen Tinte die frischen Waldungen und Hügel von Sèvres. Als ob ein Schleier langsam vor ihren Augen aufgehoben worden wäre, hatten sich die Teiche von Ville-d'Avray und die entfernteren von Buc, Spiegeln ähnlich, beleuchtet.

Dann waren endlich vor ihren Blicken die Colonnaden und die Dächer schon bepurpurt von den Strahlen einer noch unsichtbaren Sonne erschienen.

Eine Scheibe, worauf sich ein Flammenstrahl spiegelte, funkelte von Zeit zu Zeit und durchbohrte mit seinem Licht den bläulich gefärbten Morgennebel.

Als sie zu dem Ende der Allee gelangten, welche von Versailles nach Trianon führt, ließ Philipp den Wagen halten und sagte, sich an Balsamo wendend, der auf der ganzen Fahrt ein düsteres Stillschweigen beobachtet hatte:

„Mein Herr, ich befürchte, wir werden genöthigt sein, hier einen Augenblick zu warten. Man öffnet die Thore von Trianon nicht vor fünf Uhr Morgens, und wenn ich dem Befehl zuwider handelte, dürfte unsere Ankunft den Aufsehern und Wächtern verdächtig erscheinen.

Balsamo antwortete nicht, bewies aber durch eine Bewegung des Kopfes, daß er dem Vorschlag beitrat.

„Ueberdies," fuhr Philipp fort, „überdies wird mir dieser Verzug Zeit lassen, Ihnen einige Betrachtungen mitzutheilen, die ich während der Fahrt angestellt habe."

Balsamo schaute Philipp mit einem ganz von Ueberdruß und Gleichgültigkeit beladenen Blick an und erwiederte:

„Ganz wie es Ihnen beliebt, mein Herr, sprechen Sie, ich höre."

„Sie sagten mir, mein Herr," fuhr Philipp fort, „Sie haben in der Nacht vom 31. Mai meine Schwester bei der Frau Marquise von Savigny niedergelegt."

„Sie haben sich selbst hievon versichert, da Sie dieser Dame einen Danksagungsbesuch machten."

„Sie fügten bei, da ein Diener aus den Ställen des Königs Sie von der Wohnung der Marquise zu uns, nämlich nach der Rue Coq-Héron, begleitet habe, so seien Sie nicht mit ihr allein gewesen; ich habe Ihnen dies auf Ihr Ehrenwort geglaubt."

„Und Sie haben wohl daran gethan, mein Herr."

„Doch indem ich meine Gedanken auf neuere Umstände lenkte, war ich genöthigt, mir zu sagen, daß Sie vor einem Monat in Trianon, um mit ihr in jener Nacht zu sprechen, wo Sie sich in den Garten einzuschleichen Mittel fanden, in ihr Zimmer haben kommen müssen?"

„Ich bin nie in Trianon in das Zimmer Ihrer Schwester gekommen, mein Herr."

„Hören Sie doch! ... Sehen Sie, ehe wir vor das Antlitz von Andrée treten, müssen alle Dinge klar sein."

„Klären Sie die Dinge auf, Herr Chevalier, das ist mir ganz lieb, denn wir sind zu diesem Behufe gekommen."

„Nun wohl, an jenem Abend, überlegen Sie Ihre Antwort, denn das, was ich Ihnen sagen werde, ist positiv, da ich es aus dem Munde meiner Schwester habe,

an jenem Abend, sage ich, hatte sich meine Schwester frühzeitig niedergelegt; Sie haben sie also im Bett überrascht."

Balsamo schüttelte verneinend den Kopf.

„Sie leugnen; nehmen Sie sich in Acht," rief Philipp.

„Ich leugne nicht, mein Herr; Sie fragen, und ich antworte."

„Ich fahre fort zu fragen, fahren Sie fort zu antworten."

Balsamo wurde nicht ärgerlich, sondern machte im Gegentheil Philipp ein Zeichen, daß er warte.

„Als Sie zu meiner Schwester hinaufgingen," fuhr Philipp sich immer mehr erhitzend fort, „als Sie dieselbe überraschten und durch Ihre höllische Macht einschläferten, lag Andrée im Bett und las; sie fühlte den Ueberfall jener Schlafsucht, welche Ihre Gegenwart immer über sie verhängt, und verlor das Bewußtsein. Sie sagen aber, Sie haben nichts gethan, als sie befragt, nur, fügen Sie bei, nur haben Sie bei Ihrem Abgang sie aufzuwecken vergessen, und dennoch," sprach Philipp, Balsamo am Faustgelenk fassend und es krampfhaft pressend, „und dennoch lag meine Schwester, als sie am andern Tag wieder zum Bewußtsein kam, nicht mehr in ihrem Bett, sondern halb nackt am Fuß ihres Sopha . . . Antworten Sie auf diese Anschuldigung und nehmen Sie keine Ausflüchte."

Während dieser Aufforderung vertrieb Balsamo wie ein Mensch, den man sich selbst erweckt, einen nach dem andern die schwarzen Gedanken, welche seinen Geist verdüsterten.

„In der That, mein Herr," sagte er, „Sie hätten nicht auf diesen Gegenstand zurückkommen und so einen ewigen Streit mit mir suchen müssen. Ich habe mich aus Nachgiebigkeit und aus Theilnahme für Sie hierher begeben; mir scheint, Sie vergessen das. Sie sind jung, Sie sind Officier, Sie haben die Gewohnheit, von oben herab und die Hand auf einem Degenknopf zu sprechen: dies

Alles läßt Sie bei ernsten Umständen fasch schließen. Ich habe dort bei mir mehr gethan, als ich hätte thun müssen, um Sie zu überzeugen und ein wenig Ruhe von Ihnen zu erlangen. Sie fangen wieder an, nehmen Sie sich in Acht; denn wenn Sie mich ermüden, werde ich entschlummern in der Tiefe meines Kummers, gegen den der Ihrige, das schwöre ich Ihnen, nur toller Zeitvertreib ist; und wenn ich so schlafe, mein Herr, dann wehe dem, der mich erweckt! Ich bin nicht in das Zimmer Ihrer Schwester eingetreten, das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann; Ihre Schwester hat mich aus eigenem Antrieb, woran, ich gestehe es, mein Wille einen großen Antheil hatte, Ihre Schwester, sage ich, hat mich im Garten aufgesucht."

Philipp machte eine Bewegung, doch Balsamo hielt ihn zurück.

„Ich habe Ihnen einen Beweis versprochen," fuhr er fort, „ich werde Ihnen denselben geben. Wollen Sie ihn sogleich haben? Gut. Gehen wir lieber nach Trianon hinein, als daß wir die Zeit mit unnützen Worten verlieren. Ziehen Sie es vor, zu warten, so warten wir, doch schweigend und ohne Aufregung, wenn es Ihnen beliebt?"

Nachdem Balsamo dies mit der unsern Lesern bekannten Miene gesagt hatte, löschte er den flüchtigen Blitz seines Blickes aus und versank wieder in sein Nachsinnen.

Philipp gab ein dumpfes Brüllen von sich, wie es das wilde Thier thut, das sich zu beißen anschickt; dann plötzlich die Haltung und den Gedanken wechselnd, sagte er:

„Diesen Menschen muß man überreden, oder durch irgend eine Ueberlegenheit beherrschen; fassen wir Geduld."

Doch da es ihm unmöglich war, bei Balsamo geduldig zu bleiben, so fing er an, in der grünen Allee auf und ab zu gehen, in der der Wagen angehalten hatte.

Nach zehn Minuten fühlte Philipp, daß es ihm unmöglich war, länger zu warten.

Er zog es daher vor, sich das Gitter vor der Stunde öffnen zu lassen, auf die Gefahr, Verdacht zu erregen.

„Ueberdies," murmelte Philipp, einen Gedanken fortspinnend, der sich wiederholt seinem Geist dargeboten hatte, „welchen Verdacht kann überdies der Portier schöpfen, wenn ich sage, ich sei durch die Gesundheitsumstände meiner Schwester so sehr beunruhigt worden, daß ich in Paris einen Arzt geholt habe und diesen schon bei Sonnenaufgang hierherbringe?"

Sich für diese Idee entscheidend, die durch sein Verlangen, sie in Ausführung zu bringen, allmälig alle ihre Gefahren verloren hatte, lief er nach dem Wagen.

„Ja, mein Herr," sagte er, „Sie hatten Recht, es ist unnütz, länger zu warten, kommen Sie, kommen Sie."

Doch er mußte diese Aufforderung wiederholen; erst das zweite Mal legte Balsamo den Mantel ab, in den er gehüllt war, schloß seinen Ueberrock mit den Knöpfen von polirtem Stahl und verließ den Wagen.

Philipp schlug einen Fußpfad ein, der ihn mit aller Ersparung schräger Linien an das Gitter des Parkes führte.

„Gehen wir geschwinde," sagte er zu Balsamo.

Und sein Schritt wurde in der That so rasch, daß Balsamo Mühe hatte, ihm zu folgen.

Das Gitter öffnete sich; Philipp gab dem Portier seine Erklärung, und die zwei Männer traten ein.

Als das Gitter wieder hinter ihnen geschloßen war, blieb Philipp abermals stehen und sagte:

„Mein Herr, ein letztes Wort. Wir sind an Ort und Stelle; ich weiß nicht, welche Fragen Sie meiner Schwester vorlegen werden; ersparen Sie ihr wenigstens die Einzelnheit der furchtbaren Scene, welche während ihres Schlafes hat vorfallen können. Schonen Sie die Reinheit der Seele, da es um die Jungfräulichkeit des Leibes geschehen ist."

„Mein Herr," erwiederte Balsamo, „hören Sie mich an: Ich bin im Park nie weiter gekommen, als bis zu jener Gruppe hochstämmiger 'Bäume, welche Sie dort gegenüber von den Gebäuden sehen, wo Ihre Schwester wohnt. Ich bin folglich nie in das Zimmer von Fräulein von Taverney eingedrungen, wie ich Ihnen schon zu sagen die Ehre gehabt habe. Was die Scene betrifft, deren Wirkung auf den Geist Ihrer Fräulein Schwester Sie befürchten, so wird diese Wirkung nur durch Sie, und zwar auf eine entschlummerte Person hervorgebracht werden, denn jetzt schon und auf dieser Stelle werde ich dem Fräulein befehlen, in den magnetischen Schlaf zu versinken."

Balsamo blieb stehen, kreuzte die Arme, wandte sich nach dem Pavillon, den Andrée bewohnte, und verharrte einen Augenblick in völliger Unbeweglichkeit, die Stirne gefaltet und mit dem über seinem ganzen Antlitz verbreiteten Ausdruck des allmächtigen Willens.

„Hören Sie," sagte er, indem er seine Arme wieder fallen ließ, „Fräulein Andrée muß zu dieser Stunde eingeschlafen sein."

Das Gesicht von Philipp drückte Zweifel aus.

„Ah! Sie glauben mir nicht," fuhr Balsamo fort, „gut! warten Sie. Um Ihnen zu beweisen, daß ich nicht nöthig gehabt habe, bei ihr einzutreten, will ich ihr befehlen, ganz eingeschlafen, wie sie ist, zu uns unten an die Stufen zu kommen, gerade an die Stelle, wo ich sie bei unserem letzten Zusammensein gesprochen habe."

„Es sei," sagte Philipp; „wenn ich dies sehe, werde ich Ihnen glauben."

„Treten wir noch näher hinzu und warten wir hinter jenen Hagenbuchen."

Philipp und Balsamo stellten sich an den bezeichneten Platz,

Balsamo streckte die Hand nach dem Zimmer von Andrée aus.

Doch er hatte kaum diese Haltung angenommen, als sich ein leichtes Geräusch in den nahen Hagenbuchen hörbar machte.

„Ein Mensch," sagte Balsamo, „nehmen wir uns in Acht."

„Wo dies?" fragte Philipp, während er mit den Augen denjenigen suchte, welchen ihm der Graf bezeichnete.

„Dort, im Gebüsch links," antwortete dieser.

„Ah! ja, es ist Gilbert, ein ehemaliger Diener von uns."

„Haben Sie etwas von diesem jungen Menschen zu befürchten?"

„Nein, ich glaube nicht, doch gleichviel, halten Sie inne, mein Herr, wenn Gilbert aufgestanden ist, können auch Andere aufgestanden sein."

Mittlerweile entfernte sich Gilbert, der, als er Philipp und Balsamo beisammen sah, instinctartig begriff, daß er verloren war.

„Nun, mein Herr," fragte Balsamo, „wozu entscheiden Sie sich?"

„Mein Herr," sagte Philipp, der unwillkührlich jenen magnetischen Zauber empfand, den dieser Mann um sich her verbreitete, „wenn Ihre Macht wirklich so groß ist, daß Sie Fräulein von Taverney bis zu uns führen können, so offenbaren Sie dieselbe durch irgend ein Zeichen; doch führen Sie meine Schwester nicht an einen freien Ort, wie dieser ist, wo der Erste der Beste Ihre Fragen und die Antworten des Fräuleins hören kann."

„Es war Zeit," sagte Balsamo, indem er den jungen Mann am Arm ergriff und ihm am Fenster der Flur der Communs Andrée zeigte, welche schon weiß und ernst aus ihrem Zimmer heraustrat und, dem Befehle von Balsamo gehorchend, die Treppe herabzusteigen sich anschickte.

„Halten Sie sie auf," sagte Philipp, zu gleicher Zeit erstaunt und verblüfft.

„Es sei," sprach Balsamo.

Der Graf streckte den Arm in der Richtung von

Fräulein von Taverney aus und, diese blieb sogleich stehen.

Dann, nach einem Halt von einem Augenblick, drehte sie sich um, wie der steinerne Gast, und kehrte in ihr Zimmer zurück.

Philipp stürzte ihr nach; Balsamo folgte ihm.

Philipp trat beinahe gleichzeitig mit seiner Schwester in ihr Zimmer; er nahm das Mädchen in seine Arme und setzte es nieder.

Einige Augenblicke nach Philipp trat Balsamo ein und schloß die Thüre hinter sich.

Doch so rasch auch der Zwischenraum, der diese Eintritte trennte, gewesen war, so hatte doch ein dritter Mensch Zeit gehabt, sich zwischen den zwei Männern einzuschleichen und das Cabinet von Nicole zu erreichen, wo er sich, wohl begreifend, daß sein Leben von dieser Unterredung abhing, verbarg.

Dieser Dritte war Gilbert.

CXLVIII.

Offenbarung.

Balsamo schloß die Thüre hinter sich und fragte in dem Augenblick, wo Philipp seine Schwester mit einer Mischung von Neugierde und Angst betrachtete, auf der Schwelle erscheinend:

„Sind Sie bereit, Chevalier?"

„Ja, mein Herr, ja," stammelte Philipp ganz zitternd.

„Wir können also anfangen, Ihre Schwester zu befragen?"

„Wenn es Ihnen beliebt," antwortete Philipp, der

mit seinem Athem das Gewicht, das seine Brust bedrückte, aufzuheben suchte.

„Doch vor Allem schauen Sie Ihre Schwester an," sprach Balsamo.

„Ich schaue sie an, mein Herr."

„Nicht wahr, Sie glauben, daß sie schläft?"

„Ja."

„Und daß sie folglich kein Bewußtsein von dem hat, was hier vorgeht."

Philipp antwortete nicht; er machte nur eine Geberde des Zweifels.

Da ging Balsamo auf den Herd zu und zündete eine Kerze an, mit der er an den Augen von Andrée vorüberfuhr, ohne daß sie ihre Lider durch die Wirkung der Flamme senkte.

„Ja, ja, sie schläft, das ist sichtbar," sprach Philipp, „doch, mein Gott! welch einen seltsamen Schlaf!"

„Nun, so will ich sie befragen," fuhr Balsamo fort, „oder vielmehr, da Sie eine Furcht äußerten, ich könnte irgend eine indiscrete Frage an Ihre Schwester richten, so fragen Sie selbst, Chevalier."

„Aber ich habe sie so eben angeredet, ich habe sie berührt: sie schien mich nicht zu hören, sie schien mich nicht zu fühlen."

„Sie waren nicht im Rapport mit ihr; ich will dies bewerkstelligen.„

Balsamo nahm die Hand von Philipp und legte sie in die von Andrée.

Sogleich lächelte das Mädchen und murmelte:

„Ah! Du bist es, mein Bruder."

„Sie sehen," sagte Balsamo, „sie erkennt Sie nun."

„Ja, das ist seltsam."

„Fragen Sie, sie wird antworten."

„Aber wenn sie sich wach nicht erinnerte, wie wird sie sich entschlummert erinnern?"

„Das ist eines der Geheimnisse der Wissenschaft,"

antwortete Balsamo. Und er stieß einen Seufzer aus und setzte sich in einen Lehnstuhl, der in einer Ecke stand.

Philipp blieb unbeweglich, seine Hand in der Hand von Andrée. Wie sollte er seine Fragen beginnen, deren Resultat für ihn die Gewißheit seiner Schande und die Offenbarung eines Schuldigen wäre, nach dem seine Rache vielleicht nicht greifen könnte?

Andrée befand sich in einem Zustand der Ruhe, der der Extase nahe kam, und ihre Physiognomie deutete eher Sorglosigkeit, als jedes andere Gefühl an.

Ganz bebend gehorchte Philipp nichtsdestoweniger dem ausdrucksvollen Blick von Balsamo, der ihm sagte, er möge sich bereit halten.

Doch in demselben Maß, in dem er an sein Unglück dachte, in dem sein Gesicht sich verdüsterte, bedeckte sich das von Andrée mit einer Wolke, und sie fing damit an, daß sie ihm sagte:

„Ja, Du hast Recht, Bruder, das ist ein großes Unglück für die Familie."

Andrée übersetzte so den Gedanken, den sie im Geist ihres Bruders las.

Philipp war auf diesen Eingang nicht gefaßt: er schauerte und fragte, ohne genau zu wissen, was er sagte:

„Welches Unglück?"

„Ah! Du weißt es wohl, mein Bruder."

„Zwingen Sie Ihre Schwester, zu sprechen, und sie wird sprechen."

„Wie kann ich sie zwingen?"

„Sie brauchen nur zu wollen, daß sie spricht."

Philipp schaute seine Schwester an, während er einen inneren Willen bildete.

Andrée erröthete.

„Oh!" sagte das Mädchen, „wie schlimm ist es von Dir, Philipp, daß Du glaubst, Andrée habe Dich getäuscht."

„Du liebst also Niemand?" fragte Philipp.

„Niemand."

„Dann ist es also kein Mitschuldiger, sondern ein Schuldiger, den man zu bestrafen hat.“

„Ich verstehe Dich nicht, mein Bruder.“

Philipp schaute den Grafen an, als wollte er ihn um Rath fragen.

„Dringen Sie schärfer in sie,“ sagte Balsamo.

„Ich soll in sie dringen?“

„Ja, fragen Sie unumwunden.“

„Ohne Achtung vor dem Schamgefühl dieses Kindes?“

„Oh! seien Sie unbesorgt, bei ihrem Erwachen wird sie sich keines Umstandes mehr erinnern.“

„Aber wird sie meine Frage beantworten können?“

„Sehen Sie gut?“ fragte Balsamo Andrée.

Andrée bebte beim Ton dieser Stimme; sie wandte ihren Blick ohne Strahl gegen Balsamo und erwiederte:

„Minder gut, als wenn Sie mich fragen würden; doch ich sehe.“

„Wohl, meine Schwester,“ fragte Philipp, „wenn Du siehst, so erzähle mir in ihren einzelnen Umständen die Nacht Deiner Ohnmacht.“

„Fangen Sie nicht mit der Nacht vom 31. Mai an, mein Herr?“ sagte Balsamo; „Ihr Verdacht ging, wie mir scheint, zu jener Nacht zurück, und die Stunde, Alles zugleich aufzuklären, ist gekommen.“

„Nein, mein Herr,“ erwiederte Philipp, „das ist unnöthig, und seit einem Augenblick glaube ich an Ihr Wort. Derjenige, welcher über eine Macht wie die Ihrige verfügt, macht nicht davon Gebrauch, um zu einem gemeinen Ziele zu gelangen. Meine Schwester,“ wiederholte Philipp, „erzähle mir Alles, was in jener Nacht Deiner Ohnmacht vorgefallen ist.“

„Ich erinnere mich nicht mehr,“ sagte Andrée.

„Sie hören, Herr Graf?“

„Sie muß sich erinnern, sie muß sprechen; befehlen Sie es ihr.“

„Aber wenn sie im Schlaf begriffen war?“

„Die Seele wachte."

Da stand Balsamo auf, streckte die Hand gegen Andrée aus und sprach mit einem Falten der Stirne, das eine Verdopplung des Willens und der Thätigkeit andeutete:

„Erinnern Sie sich, ich will es."

„Ich erinnere mich."

„Oh!" machte Philipp, seine Stirne abwischend.

„Was wollen Sie wissen?"

„Alles."

„Von welchem Augenblick an?"

„Von dem Augenblick, wo Sie sich niederlegten.

„Sie sehen sich selbst?" fragte Balsamo.

„Ja, ich sehe mich; ich halte in der Hand das von Nicole bereitete Glas . . . Oh! mein Gott!"

„Was? was gibt es?"

„Oh! die Elende!"

„Sprich, meine Schwester, sprich!"

„Dieses Glas enthält ein Gebräu; wenn ich es trinke, bin ich verloren."

„Ein Gebräu!" rief Philipp, „in welcher Absicht?"

„Warte! warte!"

„Zuerst das Gebräu."

„Ich wollte es an die Lippen setzen; doch in diesem Augenblick . . ."

„Nun?"

„Erschien der Graf."

„Welcher Graf?"

„Er," sprach Andrée, ihre Hand nach Balsamo ausstreckend.

„Und dann?"

„Dann setzte ich das Glas nieder und entschlief."

„Hernach, hernach?" fragte Philipp.

„Ich stand auf und begab mich zu ihm."

„Wo war der Graf?"

„Unter den Linden, meinem Fenster gegenüber."

„Und der Graf ist nie in Dein Zimmer gekommen, meine Schwester?“

„Nie.“

Ein Blick von Balsamo an Philipp gerichtet sagte diesem klar:

„Sie sehen, ob ich Sie täuschte, mein Herr?“

„Und Du sagst, Du habest Dich zu dem Grafen begeben?“

„Ja, ich gehorche ihm, wann er mich ruft.“

„Was wollte der Graf von Dir?“

Andrée zögerte.

„Sprechen Sie, sprechen Sie,“ rief Balsamo, „ich werde nicht horchen.“

Und er sank in seinen Lehnstuhl zurück und begrub seinen Kopf in seinen Händen, als wollte er es verhindern, daß der Schall der Worte von Andrée zu ihm gelangte.

„Sprich, was wollte der Graf von Dir?“ wiederholte Philipp.

„Er wollte eine Auskunft von mir verlangen . . .“

Sie hielt abermals inne; es war, als befürchtete sie das Herz des Grafen zu brechen.

„Fahre fort, meine Schwester, fahre fort,“ sprach Philipp.

„Ueber eine Person, die aus seinem Hause entwichen war, und —“ Andrée dämpfte die Stimme — „und die seitdem gestorben ist.“

So leise Andrée diese Worte aussprach, so hörte sie Balsamo doch, oder er errieth sie wenigstens, denn er gab einen schwermüthigen Seufzer von sich.

Philipp schwieg einen Augenblick und sagte dann abermals:

„Fahren Sie fort, fahren Sie fort, Ihr Bruder will Alles wissen; Ihr Bruder muß Alles wissen. Was that dieser Mann, als er die Auskunft von Ihnen erhalten hatte, die er zu haben wünschte?“

„Er entfloh.“

„Und ließ Dich im Garten?“ fragte Philipp.

„Ja.“

„Was machtest Du sodann?“

„Da er sich von mir entfernte, da sich die Kraft entfernte, die mich unterstützt hatte, fiel ich nieder.“

„Ohnmächtig?“

„Nein, immer in einen Schlaf versunken, jedoch in einen bleiernen Schlaf.“

„Kannst Du Dich erinnern, was während dieses Schlafes geschah?“

„Ich werde mich bemühen.“

„Nun, was ist geschehen, sprich?“

„Ein Mensch kam aus einem Gebüsch hervor, nahm mich in seine Arme und trug mich fort.“

„Wohin?“

„Hierher, in mein Zimmer.“

„Ah! . . . Und siehst Du diesen Menschen?“

„Warte . . . ja . . . ja . . . oh!“ fuhr Andrée mit einem Gefühl des Mißbehagens und des Ekels fort, „oh! es ist abermals der kleine Gilbert.“

„Gilbert?“

„Ja.“

„Was machte er?“

„Er legte mich auf diesen Sopha.“

„Hernach?“

„Warte.“

„Siehe, siehe, ich will, daß Du siehst.“

„Er horcht . . . er geht ins andere Zimmer . . . er weicht wie erschrocken zurück . . . er tritt in das Cabinet von Nicole . . . Mein Gott! mein Gott!“

„Was?“

„Ein Mann folgt ihm; und ich kann nicht aufstehen, kann mich nicht vertheidigen, schreien, ich schlafe!“

„Wer ist dieser Mann?“

„Mein Bruder! mein Bruder!“ stammelte Andrée, und ihr Gesicht drückte den tiefsten Schmerz aus.

„Sagen Sie, wer ist dieser Mann," befahl Balsamo, „ich will es!"

„Der König," flüsterte Andrée, „es ist der König."

Philipp schauerte.

„Ah!" murmelte Balsamo, „ich vermuthete es."

„Er nähert sich mir," fuhr Andrée fort, „er spricht mich an, er nimmt mich in seine Arme, er küßt mich. Oh! mein Bruder! mein Bruder!"

Schwere Thränen entstürzten den Augen von Philipp, während seine Hand krampfhaft den Griff des Degens preßte, den ihm Balsamo gegeben hatte.

„Sprechen Sie, sprechen Sie!" fuhr der Graf mit immer mehr gebieterischem Tone fort.

„Oh! welch ein Glück! er wird unruhig . . . er hält inne . . . er schaut mich an . . . er hat Angst . . . Andrée ist gerettet."

Philipp athmete keuchend jedes Wort ein, das aus dem Mund seiner Schwester kam.

„Gerettet! Andrée ist gerettet!" wiederholte er maschinenmäßig.

„Warte, mein Bruder, warte!" sprach Andrée. Und als wollte sie sich daran aufrecht halten, suchte Andrée die Unterstützung des Armes von Philipp.

„Hernach! hernach!" fragte Philipp.

„Ich hatte vergessen."

„Was?"

„Dort, dort, im Cabinet von Nicole, ein Messer in der Hand . . ."

„Ein Messer in der Hand?"

„Ich sehe ihn, er ist bleich wie der Tod . . ."

„Wer?"

„Gilbert."

Philipp hielt den Athem an sich.

„Er folgt dem König," fuhr Andrée fort; „er schließt die Thüre hinter ihm; er setzt den Fuß auf die Kerze, die auf dem Teppich brennt; er schreitet auf mich zu. Oh!"

Andrée richtete sich im Arm ihres Bruders auf. Jede Muskel ihres Körpers erstarrte, als ob sie hätte brechen sollen.

„Oh! der Elende," sagte sie endlich.

Und sie sank kraftlos zurück.

„Mein Gott! mein Gott;" rief Philipp.

„Er ist es, er ist es!" murmelte Andrée.

Dann erhob sie sich bis an das Ohr ihres Bruders und sprach, das Auge funkelnd, die Hand bebend:

„Nicht wahr, Philipp, Du wirst ihn tödten?"

„Ah, ja!" rief der junge Mann aufspringend.

Und er stieß hinter sich an einen mit Porzellangefäßen beladenen Tisch, den er umwarf.

Die Gefäße zerbrachen.

Mit dem Lärmen dieses Sturzes vermischten sich ein dumpfes Geräusch und eine plötzliche Erschütterung der Scheidewände, dann stieß Andrée einen Schrei aus, der Alles beherrschte.

„Was ist das?" fragte Balsamo, „eine Thüre ist geöffnet worden?"

„Behorchte man uns?" rief Philipp, nach seinem Degen greifend.

„Er war es," sprach Andrée, „abermals er."

„Wer denn?"

„Gilbert, immer Gilbert. Ah! Du wirst ihn tödten, nicht wahr, Philipp, Du wirst ihn tödten?"

„Oh! ja, ja, ja," rief der junge Mann.

Und er stürzte, den Degen in der Faust, in's Vorzimmer, während Andrée auf den Sopha zurücksank.

Balsamo eilte dem jungen Mann nach, hielt ihn am Arm zurück und sagte:

„Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr; was ein Geheimniß ist, würde öffentlich werden; es ist Tag und das Echo der königlichen Häuser ist geräuschvoll."

„Oh! Gilbert, Gilbert," murmelte Philipp; „und er war hier verborgen, er hörte uns, ich konnte ihn tödten! Oh! wehe dem Unglücklichen."

„Ja, doch stillgeschwiegen; Sie werden diesen jungen Mann wiederfinden, mein Herr; mit Ihrer Schwester müssen Sie sich beschäftigen, mein Herr. Sie sehen, sie fängt an so vieler Erschütterungen müde zu werden."

„Oh! ja, ich begreife, was sie leidet, nach dem, was ich selbst leide; dieses Unglück ist so gräßlich, so wenig wieder gut zu machen! Oh! ich werde daran sterben!"

„Sie werden im Gegentheil für sie leben, Chevalier, denn sie bedarf Ihrer, da sie nur Sie hat: lieben Sie das unglückliche Mädchen, beklagen Sie es, erhalten Sie es. Und nun," fügte er bei, nachdem er einige Secunden geschwiegen hatte, „und nun bedürfen Sie meiner wohl nicht mehr?"

„Nein, mein Herr; verzeihen Sie mir meinen Verdacht; verzeihen Sie mir meine Beleidigungen; und dennoch kommt das ganze Uebel von Ihnen her."

„Ich entschuldige mich nicht, Chevalier; doch Sie vergessen, was Ihre Schwester gesagt hat."

„Was hat sie gesagt? mein Kopf verwirrt sich."

„Wäre ich nicht gekommen, so hätte sie den von Nicole bereiteten Trank getrunken, und dann wäre es der König gewesen. Hätten Sie das Unglück minder groß gefunden?"

„Nein, mein Herr, es wäre immer gleich groß gewesen, und ich sehe, wir waren verdammt . . . Wecken Sie meine Schwester auf, mein Herr."

„Aber sie wird mich sehen, sie wird vielleicht begreifen, was vorgefallen; es ist besser, ich wecke sie auf, wie ich sie eingeschläfert habe, aus der Entfernung."

„Dank! Dank!"

„Dann sage ich Ihnen Lebewohl, mein Herr."

„Noch ein Wort, Graf. Sie sind ein Mann von Ehre?"

„Oh! die Geheimhaltung, meinen Sie?"

„Graf . . ."

„Oh! das ist eine überflüßige Ermahnung; einmal weil ich ein Mann von Ehre bin; sodann weil ich entschloßen bin, nichts mehr mit den Menschen gemein zu haben; ich will die Menschen und ihre Geheimnisse vergessen; zählen Sie indessen auf mich, wenn ich Ihnen je nützlich sein kann. Doch nein, nein, ich kann Ihnen zu nichts nützen, ich habe keine Bedeutung mehr auf Erden. Gott befohlen, mein Herr, Gott befohlen."

Nachdem Balsamo so gesprochen, verbeugte er sich vor Philipp, schaute noch einmal Andrée an, deren Kopf sich mit allen Symptomen des Schmerzes und der Müdigkeit rückwärts neigte, und murmelte:

„O Wissenschaft, wie viele Opfer für ein werthloses Resultat!"

Er verschwand.

Je mehr er sich entfernte, desto mehr belebte sich Andrée; sie hob ihren bleischweren Kopf in die Höhe, schaute ihren Bruder mit erstaunten Augen an und flüsterte:

„Oh Philipp! was ist denn vorgefallen?"

Philipp unterdrückte das Schluchzen, das ihn beinahe erstickte, lächelte heldenmüthig und antwortete:

„Nichts, meine Schwester."

„Nichts?"

„Nein."

„Und dennoch ist es mir, als hätte ich geträumt."

„Geträumt? Und was hast Du geträumt, theure, gute Andrée?"

„Oh! der Doctor Louis, der Doctor Louis, mein Bruder!"

„Andrée!" rief Philipp, indem er ihr die Hand drückte, „Andrée! Du bist rein wie das Licht des Tages; doch Du klagst Dich an, Du stürzest Dich ins Verderben; ein furchtbares Geheimniß ist uns Beiden auferlegt. Ich will den Doctor Louis aufsuchen, daß er der Frau Dauphine sagt, das unerbittliche Heimweh habe Dich befallen, nur der Aufenthalt in Taverney vermöge Dich zu heilen,

und dann reisen wir ab, sei es nach Taverney, sei es nach irgend einem andern Ort der Welt; Beide hienieden vereinzelt, uns liebend, uns tröstend . . ."

„Aber, mein Bruder," sprach Andrée, „wenn ich rein bin, wie Du sagst?"

„Liebe Andrée, ich werde Dir dies Alles erklären; mittlerweile halte Dich zur Abreise bereit."

„Aber mein Vater?"

„Mein Vater," erwiederte Philipp mit düsterer Miene, „mein Vater, das ist meine Sache, ich werde ihn vorbereiten."

„Er wird uns also begleiten?"

„Mein Vater, oh! unmöglich, unmöglich: wir zwei, Andrée, wir zwei allein, sage ich Dir."

„Oh! wie erschreckst Du mich, Freund; wie machst Du mir bange, mein Bruder; wie leide ich, Philipp!"

„Gott ist am Ziele von Allem, Andrée," sprach der junge Mann; „Muth also: ich laufe zum Doctor; was Dich krank macht, Andrée, ist der Kummer, Taverney verlassen zu haben, ein Kummer, den Du der Frau Dauphine zu Liebe verbargst. Auf! auf! sei stark, meine Schwester: es handelt sich um unserer Beider Ehre."

Und er küßte hastig seine Schwester, denn es erstickte ihn beinahe.

Dann hob er seinen Degen auf, den er hatte fallen lassen, steckte ihn mit einer zitternden Hand in die Scheide und stürzte nach der Treppe.

Eine Viertelstunde nachher klopfte er an die Thüre des Doctor Louis, der, so lange sich der Hof in Trianon aufhielt, in Versailles wohnte.

CXLIX.

Der kleine Garten des Doctor Louis.

Der Doctor Louis, vor dessen Thüre wir Philipp gelassen haben, ging in einem kleinen, zwischen vier Mauern liegenden Garten spazieren, der früher zu einem Ursulinerinnen-Kloster gehörte, das man in ein Futtermagazin für die Herren Dragoner des Königs verwandelt hatte.

Der Doctor Louis las die Probebogen eines neuen Werkes, das er eben drucken ließ, und bückte sich von Zeit zu Zeit, um von dem Weg, auf dem er ging, oder von den Rabatten, die zu seiner Rechten und zu seiner Linken hinliefen, das Unkraut auszureißen, das seinen Instinct der Symmetrie und Ordnung verletzte.

Eine einzige Dienerin, eine etwas mürrische Person, wie alle Dienstboten eines Mannes der Arbeit, der nicht gestört sein will, besorgte die ganze Haushaltung des Doctors.

Bei dem Geräusch, das der unter der Hand von Philipp schallende eherne Klopfer machte, näherte sie sich der Thüre und öffnete sie ein wenig.

Doch statt mit der Dienerin zu unterhandeln, stieß der junge Mann die Thüre auf und trat ein. Sobald er auf diese Art Herr des Ganges war, erblickte er den Garten und im Garten den Doctor.

Ohne auf die Fragen und das Geschrei der wachsamen Hüterin des Hauses Rücksicht zu nehmen, eilte er dann in den Garten.

Als der Doctor seine Tritte hörte, schaute er auf.

„Ah! ah! Sie sind es," sagte er.

„Verzeihen Sie, Doctor, daß ich so gewaltsam bei

Ihnen eingedrungen bin und Sie in Ihrer Einsamkeit störe; doch der Augenblick, den Sie vorhergesehen, ist erschienen; ich bedarf Ihrer und komme, um mir Ihren Beistand zu erbitten."

„Ich habe Ihnen meinen Beistand versprochen und wiederhole mein Versprechen," erwiederte der Doctor.

Philipp verbeugte sich, zu bewegt, um die Unterredung zu beginnen.

Der Doctor begriff sein Zögern.

„Wie befindet sich die Kranke?" fragte er unruhig, denn er befürchtete, es dürfte irgend eine Katastrophe aus diesem Drama entsprungen sein.

„Sehr gut, Gott sei Dank, Doctor, und meine Schwester ist ein so würdiges und so ehrliches Mädchen, daß es in der That ein Unrecht von Gott wäre, wenn er ihr Leiden und Gefahr schicken würde."

Der Doctor schaute Philipp fragend an; seine Worte kamen ihm wie eine Reihenfolge von Verleugnungen des vorhergehenden Tages vor.

„Sie ist also das Opfer eines Ueberfalls oder einer List gewesen?"

„Ja, Doctor, das Opfer eines unerhörten Ueberfalls, das Opfer einer schändlichen List."

Der Arzt faltete die Hände, schlug die Augen zum Himmel auf und sprach:

„Ach! wir leben in dieser Hinsicht in einer furchtbaren Zeit, und ich glaube, es ist dringend, daß nun die Aerzte der Nationen kommen, wie seit langer Zeit die der einzelnen Menschen gekommen sind."

„Ja," sagte Philipp, „ja, sie mögen kommen, Niemand wird ihre Ankunft mit freudigerem Gesicht begrüßen, als ich; doch mittlerweile . . ."

Philipp unterbrach sich und machte eine Geberde der Drohung.

„Ah! mein Herr," sprach der Doctor, „Sie gehören, wie ich sehe, zu denjenigen, welche die Genugthuung für das Verbrechen in der Gewaltthat und im Mord suchen."

Ja, Doctor, ja," antwortete Philipp ruhig, „ja, ich gehöre zu diesen."

„Ein Zweikampf," seufzte der Doctor, „ein Zweikampf, der die Ehre Ihrer Schwester nicht wiederherstellt, falls Sie den Schuldigen tödten, und der sie in Verzweiflung stürzt, wenn Sie getödtet werden. Ah! ich glaubte, Sie besäßen einen vernünftigen Geist, ein verständiges Herz; es kam mir vor, als hätten Sie den Wunsch ausgedrückt, es möchte diese ganze Sache geheim gehalten werden."

Philipp legte seine Hand auf den Arm des Doctors und erwiederte:

„Mein Herr, Sie irren sich seltsam über mich; ich habe ein ziemlich festes Urtheil, das aus einer tiefen Ueberzeugung und aus einem makellosen Gewissen hervorgeht; ich will nicht mir Gerechtigkeit verschaffen, sondern Gerechtigkeit üben; ich will nicht dadurch, daß ich mich der Gefahr, getödtet zu werden, preisgebe, meine Schwester der Verlassenheit und dem Tod aussetzen, sondern sie rächen, indem ich den Elenden tödte."

„Sie, ein Edelmann, werden ihn tödten, Sie werden einen Mord begehen!"

„Mein Herr, hätte ich ihn zehn Minuten vor dem Verbrechen wie einen Dieb in das Zimmer schleichen sehen, in das er vermöge seiner erbärmlichen Lebensverhältnisse nicht einmal einen Fuß zu setzen berechtigt war, und ich würde ihn dann getödtet haben, so hätte Jeder gesagt, ich habe wohl daran gethan, warum sollte ich ihn nun schonen? Hat ihn das Verbrechen vielleicht geheiligt?"

„Dieses blutige Vorhaben ist also in Ihrem Geiste beschloßen, in Ihrem Herzen festgestellt?"

„Beschloßen, festgestellt! Sicherlich finde ich ihn eines Tags, obwohl er sich verbirgt, und ich sage Ihnen, mein Herr, an diesem Tag tödte ich ihn ohne Mitleid, ohne mir ein Gewissen daraus zu machen, wie einen Hund."

„Dann begehen Sie ein Verbrechen, das dem, welches begangen worden, gleichkommt, ja vielleicht noch verabscheuenswerther ist, denn weiß man je, wohin ein unkluges Wort oder eine einem Weibe entschlüpfte gefallsüchtige Geberde das Verlangen und die Neigung des Menschen führen können? ermorden! während Sie andere mögliche Genugthuungen haben, während eine Heirath ...“

Philipp erhob das Haupt und entgegnete:

„Wissen Sie nicht, daß die Taverney-Maison-Rouge aus den Kreuzzügen herstammen? daß meine Schwester adelig ist wie eine Infantin oder eine Erzherzogin?“

„Ja, ich begreife, und der Schuldige ist es nicht; es ist ein Bauernkerl, ein gemeiner Bursche, wie Ihr Leute von Geschlecht sagt. Ja, ja,“ fuhr er mit bitterem Lächeln fort, „ja, Gott hat Menschen von einem gewissen geringeren Thon gemacht, um von anderen Menschen von zarterem Thon getödtet zu werden. Oh! ja, mein Herr, Sie haben Recht, tödten Sie, tödten Sie!“

Und der Doctor wandte Philipp den Rücken zu, und riß wieder da und dort Unkraut in seinem Garten aus.

Philipp kreuzte die Arme und sprach:

„Doctor, es handelt sich hier nicht um einen Verführer, den eine Gefallsüchtige mehr oder minder ermuthigt hat: es handelt sich nicht um einen herausgeforderten Menschen, wie Sie meinten, sondern um einen elenden, bei uns aufgezogenen Burschen, der, nachdem er zwanzig Jahre das Brod der Barmherzigkeit gegessen, bei Nacht einen scheinbaren Schlaf, eine Ohnmacht, so zu sagen einen Tod mißbrauchend, auf eine feige, verrätherische Weise die reinste, die heiligste der Frauen, der er bei Tag nicht ins Gesicht zu schauen wagte, befleckt hat; vor einem Gericht wäre dieser Schuldige sicherlich zum Tod verurtheilt worden; nun! ich werde ihn richten, so unparteiisch als ein Tribunal, und ich werde ihn tödten; Doctor, werden Sie, den ich für so edelmüthig und so groß hielt, werden Sie mich diesen Dienst erkaufen lassen, oder mir

eine Bedingung auferlegen? Werden Sie, indem Sie mir ihn leisten, es machen wie diejenigen, welche, wenn sie einen Andern verbinden, sich selbst zu verbinden und zu befriedigen suchen? Wenn dem so ist, so sind Sie nicht der Weise, den ich bewundert habe, Sie sind nur ein gewöhnlicher Mensch, und trotz der Verachtung, die Sie mir so eben bezeigten, stehe ich höher als Sie, ich der ich Ihnen ohne einen Hintergedanken mein ganzes Geheimniß anvertraut habe."

„Sie sagen," erwiederte der Doctor nachdenkend, „Sie sagen, der Schuldige sei entflohen?"

„Ja, Doctor, ohne Zweifel hat er errathen, die Aufklärung würde stattfinden; er hat erlauscht, daß man ihn anklagte, und sogleich hat er die Flucht ergriffen."

„Gut. Was wünschen Sie nun, mein Herr?" fragte der Doctor.

„Ihren Beistand, um meine Schwester von Versailles zu entfernen, um in einem noch dichteren, noch stummeren Schatten das furchtbare Geheimniß zu begraben, das uns entehrt, wenn es an den Tag kommt."

„Ich werde Ihnen nur eine einzige Frage stellen."

Philipp empörte sich.

„Hören Sie mich an," fuhr der Doctor mit einer Geberde fort, welche Ruhe heischte, „hören Sie mich an. Ein christlicher Philosoph, aus dem Sie einen Beichtvater gemacht haben, ist genöthigt, Ihnen die Bedingung, nicht für den geleisteten Dienst, sondern Kraft des Rechts des Gewissens aufzuerlegen. Die Menschenfreundlichkeit ist eine Function, mein Herr, und keine Tugend. Sie sprechen davon, daß Sie einen Menschen tödten wollen; ich muß Sie daran verhindern, wie ich durch jedes mir zu Gebot stehende Mittel, selbst durch Gewalt, die Vollbringung des an Ihrer Schwester begangenen Verbrechens verhindert hätte. Ich beschwöre Sie also, mein Herr, mir einen Eid zu leisten."

„Oh! nie! nie!"

„Sie werden es thun," rief der Doctor mit großer

Heftigkeit, „Sie werden es thun, Blutmensch; erkennen Sie überall die Hand Gottes und verfälschen Sie nie das Gewicht derselben. Der Schuldige, sagen Sie, war unter Ihrer Hand?"

„Ja, Doctor, die Thüre öffnend, wenn ich seine Anwesenheit hätte errathen können, wäre ich ihm gegenübergestanden."

„Nun wohl! er ist geflohen, er zittert, seine Strafe beginnt. Ah! Sie lächeln, was Gott thut, kommt Ihnen schwach vor! die Gewissensfolter erscheint Ihnen unzulänglich! warten Sie, warten Sie doch! Sie werden bei Ihrer Schwester bleiben, und Sie versprechen mir, den Schuldigen nie zu verfolgen. Wenn Sie ihn treffen, das heißt, wenn Gott Ihnen denselben preisgibt . . . nun, ich bin auch ein Mensch, und Sie werden dann sehen!"

„Hohn! wird er mir nicht beständig folgen?"

„Ei! mein Gott, wer weiß! der Mörder flieht, der Mörder sucht einen Schlupfwinkel, der Mörder fürchtet das Schaffot, und dennoch zieht, als ob es magnetisirt wäre, das Eisen der Gerechtigkeit den Schuldigen an, der sich unselig unter die Hand des Henkers beugt. Handelt es sich gegenwärtig darum, zu vernichten, was Sie auf eine so mühselige Weise zu thun unternommen haben? Für die Welt, in der Sie leben, und der Sie die Unschuld Ihrer Schwester nicht erklären können, für alle die neugierigen Müßiggänger werden Sie den Menschen tödten, und Sie werden ihre Neugierde doppelt füttern, einmal durch das Geständniß des Attentats, und dann durch das Aergerniß der Strafe. Nein, nein, glauben Sie mir, schweigen Sie und begraben Sie dieses Unglück."

„Oh! wer kann wissen, wenn ich diesen Elenden getödtet habe, ob ich ihn meiner Schwester wegen getödtet?"

„Sie werden doch wohl eine Ursache für diesen Mord suchen müßen."

„Gut, es sei, Doctor, ich werde gehorchen, ich werde den Schuldigen nicht verfolgen, doch Gott wird gerecht

sein; oh ja, Gott wendet die Straflosigkeit wie einen Köder an, Gott wird mir den Verbrecher zusenden."

„Dann wird ihn Gott verurtheilt haben. Geben Sie mir Ihre Hand, mein Herr "

„Hier ist sie."

„Was soll ich für Fräulein von Taverney thun? Sprechen Sie."

„Doctor, Sie müßten für sie bei der Frau Dauphine einen Vorwand finden, mittelst dessen sie sich auf einige Zeit entfernen könnte: Heimweh, Luft, eine andere Lebensweise . . ."

„Das ist leicht."

„Ja, das ist Ihre Sache, und ich verlasse mich auf Sie. Dann führe ich meine Schwester von hier weg, nach irgend einem Winkel Frankreichs, nach Taverney zum Beispiel, fern von Aller Augen, fern von allem Verdacht."

„Nein, nein, mein Herr, das wäre unmöglich; die Arme bedarf der fortwährenden Pflege, der beständigen Tröstung; sie wird allen Beistand der Wissenschaft nöthig haben. Lassen Sie mich also für sie in der Nähe von hier, in einem mir bekannten Kanton, einen Winkel finden, der hundertmal verborgener, hundertmal sicherer ist, als es die wilde Gegend wäre, wohin Sie sie führen würden."

„Oh! Doctor, Sie glauben?"

„Ja, ich glaube, und zwar mit Recht; der Argwohn strebt immer darnach, sich von den Mittelpunkten zu entfernen, wie es jene sich vergrößernde Kreise thun, welche durch das Fallen eines Steines ins Wasser veranlaßt werden; der Stein entfernt sich aber nicht, und wenn die Wellungen verschwunden sind, findet kein Blick die in der Tiefe des Wassers begrabene Ursache."

„Dann schreiten Sie ans Werk, Doctor."

„Noch heute, mein Herr."

„Benachrichtigen Sie die Frau Dauphine."

„Noch diesen Morgen."

„Und was das Uebrige betrifft? . . ."

„In vierundzwanzig Stunden sollen Sie meine Antwort haben."

„Oh! Dank, Dank, Doctor, Sie sind ein Gott für mich."

„Nun, junger Mann, nun, da Alles unter uns verabredet ist, erfüllen Sie Ihre Sendung, kehren Sie zu Ihrer Schwester zurück, trösten, beschützen Sie sie."

„Gott befohlen, Doctor!"

Der Doctor folgte Philipp mit den Augen, bis der junge Mann verschwunden war, setzte seinen Spaziergang wieder fort, las in den Probebogen und reinigte sein Gärtchen.

CL.

Der Vater und der Sohn.

Als Philipp zu seiner Schwester zurückkam, fand er sie sehr bewegt, sehr unruhig.

„Freund," sagte sie, „ich dachte in Deiner Abwesenheit an Alles, was mir seit einiger Zeit begegnet ist; das ist ein Abgrund, der den ganzen Rest meiner Vernunft verschlingen wird. Sprich, Du hast den Doctor Louis gesehen?"

„Ich komme so eben von ihm, Andrée."

„Dieser Mensch hat eine furchtbare Klage gegen mich erhoben: ist sie gerecht?"

„Er hat sich nicht getäuscht, meine Schwester."

Andrée erbleichte, und ein Nervenanfall zog ihre so zarten, so weißen Finger krampfhaft zusammen.

„Der Name," sagte sie, „der Name des Elenden, der mich zu Grunde gerichtet hat?"

„Meine Schwester, Du sollst ihn nun und nimmermehr erfahren."

„Oh! Philipp, Du sprichst nicht die Wahrheit, Philipp, Du belügst Dein eigenes Gewissen. Ich muß diesen Namen erfahren, damit ich, so schwach ich auch bin, und obschon ich nur das Gebet für mich habe, betend gegen den Ruchlosen den ganzen Zorn Gottes waffnen kann . . . Der Name dieses Menschen, Philipp!"

„Meine Schwester, sprechen wir nie mehr hievon."

Andrée ergriff seine Hand, schaute ihm ins Gesicht und sprach:

„Oh! das sagst Du mir, Du, der Du ein Schwert an Deiner Seite hast!"

Philipp erbleichte bei dieser Bewegung der Wuth und entgegnete, seinen eigenen Grimm zurückdrängend:

„Andrée, ich kann Dir nicht mittheilen, was ich selbst nicht weiß. Das Geheimniß ist mir durch das Schicksal geboten, das uns niederbeugt; dieses Geheimniß, dessen auch nur theilweise Offenbarung die Ehre unserer Familie gefährden würde, macht eine letzte Gunst des Himmels für Alle unverletzlich."

„Einen Mann ausgenommen, Philipp . . . einen Mann, der spottet, einen Mann, der uns trotzt! . . . oh! mein Gott! einen Mann, der uns vielleicht in seinem finsteren Schlupfwinkel höllisch verhöhnt."

Philipp ballte die Fäuste, schaute den Himmel an und antwortete nicht.

„Dieser Mann," rief Andrée mit doppelter Entrüstung, „ich kenne ihn vielleicht . . . Erlaube mir, Philipp, ihn Dir zu nennen; ich habe Dir schon seinen seltsamen Einfluß auf mich bezeichnet; ich glaubte Dich zu ihm geschickt zu haben . . ."

„Dieser Mann ist unschuldig, ich habe es gesehen, ich habe den Beweis davon . . . suche also nicht mehr, Andrée, suche nicht mehr . . ."

„Philipp, steigen wir mit einander über den Stand dieses Mannes hinauf, willst Du? Gehen wir bis zu

den ersten Rangstufen der Mächtigen dieses Reiches . . . gehen wir bis zum König!"

Philipp umschloß mit seinen Armen das in seiner Unwissenheit und in seiner Entrüstung so erhabene Kind.

„Stille," sagte er, „alle diejenigen, welche Du wach nennst, hast Du entschlummert genannt; alle diejenigen, welche Du mit dem Ungestüm der Tugend anklagst, hast Du gerechtfertigt, als Du das Verbrechen beinahe begehen sahst."

„Ich habe den Schuldigen genannt?" rief sie mit flammenden Augen.

„Nein," erwiederte Philipp, „nein. Frage mich nicht mehr; ahme mich nach, unterwirf Dich dem Verhängniß, das Unglück ist unwiederbringlich; es verdoppelt sich für Dich durch die Straflosigkeit des Verbrechers. Doch hoffe . . . hoffe . . . Gott steht über Allen, Gott behält den unglücklichen Unterdrückten eine traurige Freude vor, die man die Rache nennt."

„Die Rache! . . ." murmelte sie, selbst erschrocken über den furchtbaren Nachdruck, den Philipp auf dieses Wort gelegt hatte.

„Mittlerweile ruhe aus, meine Schwester, von all dem Kummer, von all der Schmach, die Dir meine tolle Neugierde verursacht hat. Wenn ich gewußt hätte! oh! wenn ich gewußt hätte!"

Und er verbarg seinen Kopf mit einer gräßlichen Verzweiflung in seinen Händen. Dann sich plötzlich erhebend, sprach er mit einem Lächeln:

„Worüber sollte ich mich beklagen? meine Schwester ist rein, sie liebt mich! nie hat sie das Vertrauen oder die Freundschaft verrathen. Meine Schwester ist jung wie ich, gut wie ich, wir werden mit einander leben, mit einander alt werden . . . Zu zwei werden wir stärker sein, als die ganze Welt!"

Während er so von Trost sprach, verdüsterte sich Andrée immer mehr; sie neigte ihre bleiche Stirne gegen die Erde und nahm die Haltung und den starren Blick

der dumpfen Verzweiflung an, welche Philipp so muthig abgeschüttelt hatte.

„Du sprichst immer nur von uns Zweien," sagte sie, ihr so durchdringendes blaues Auge auf das bewegliche Antlitz ihres Bruders heftend.

„Von wem soll ich denn sonst sprechen, Andrée?" entgegnete der junge Mann, den Blick fühlend.

„Wir haben einen Vater: wie wird er seine Tochter behandeln?"

„Ich habe Dir schon gesagt," erwiederte Philipp mit kaltem Ton, „Du sollst jeden Kummer, jede Furcht vergessen, wie der Wind einen Morgendunst verjagt, jedes Andenken und jede Zuneigung verjagen, wären es nicht mein Andenken und meine Zuneigung . . . In der That, meine liebe Andrée, Du wirst von Niemand in die er Welt geliebt, wenn nicht von mir; ich werde von Niemand geliebt, als von Dir. Warum sollten wir arme, verlassene Waisen uns einem Joch der Verwandtschaft oder der Dankbarkeit unterziehen? Haben wir Wohlthaten empfangen, haben wir den Schutz eines Vaters gefühlt? . . . Oh!" fügte er mit bitterem Lächeln bei, „Du kennst aus dem Grund meinen Gedanken, Du kennst den Zustand meines Herzens . . . Müßtest Du denjenigen, von welchem Du sprichst, lieben, so würde ich sagen: Liebe ihn! Ich schweige, Andrée; enthalte Dich."

„Mein Bruder, ich muß also glauben . . ."

„Meine Schwester, bei großen Unglücksfällen hört der Mensch unwillkührlich die Worte ertönen, die er in seiner Kindheit wenig verstanden hat: „Fürchte Gott! .." Oh! ja, Gott hat sich grausam in unsere Erinnerung zurückgerufen: Ehre Deinen Vater . . . Oh! meine Schwester, der stärkste Beweis von Ehrerbietung, den Du dem Deinigen geben kannst, ist, daß Du ihn aus Deinem Gedächtniß tilgst."

„Es war richtig," flüsterte Andrée mit düsterer Miene, während sie auf ihren Stuhl zurücksank.

„Meine Freundin, verlieren wir die Zeit nicht mit

unnützen Worten: packe Alles zusammen, was Dir gehört; der Doctor Louis wird sich zur Frau Dauphine begeben und sie von Deiner Abreise in Kenntniß setzen; die Gründe, die er anzuführen hat, weißt Du . . . es ist das Bedürfniß einer Luftveränderung . . . ein unerklärliches Leiden . . . Triff alle Vorkehrungen zur Abreise."

Andrée stand auf.

„Die Meubles?" fragte sie.

„Oh nein, nein! Wäsche, Kleider, Juwelen."

Andrée gehorchte.

Sie nahm zuerst die Wäsche aus den Schränken, die Kleider aus der Garderobe, wo sich Gilbert verborgen hatte; dann holte sie einige Schmuckkästchen, die sie in den Hauptkoffer legen wollte.

„Was ist das?" fragte Philipp.

„Es ist das Kästchen mit dem Schmuck, den Seine Majestät mir bei meiner Vorstellung in Trianon zu schicken die Gnade gehabt hat."

Philipp erbleichte, als er den Reichthum des Geschenkes sah.

„Mit diesen Juwelen allein werden wir überall anständig leben," sprach Andrée... „Ich habe sagen hören, schon die Perlen seien hunderttausend Livres werth."

Philipp verschloß das Kästchen.

„Sie sind in der That zu kostbar," sagte er.

Doch das Kästchen wieder aus den Händen von Andrée nehmend, fügte er bei:

„Meine Schwester, ich glaube, Du hast noch andere Edelsteine."

„Oh! lieber Freund, sie sind nicht würdig, mit diesen verglichen zu werden; doch sie schmückten vor fünfzehn Jahren die Toilette unserer guten Mutter . . . Die Uhr, die Armspangen, die Ohrgehänge sind mit Brillanten besetzt. Es ist auch das Portrait dabei. Mein Vater wollte das Ganze verkaufen, weil, wie er sagte, nichts mehr in der Mode wäre."

„Und dennoch ist dies Alles, was uns bleibt," sprach

Philipp, „es ist unsere einzige Hülfsquelle. Meine Schwester, wir lassen die Gegenstände von Gold einschmelzen, wir verkaufen die Edelsteine des Portraits; wir werden für dies Alles zwanzigtausend Livres bekommen, was eine für Unglückliche hinreichende Summe ist."

„Aber dieser Perlenschmuck gehört mir!" entgegnete Andrée.

„Berühre diese Perlen nie, Andrée, sie würden Dich brennen. Jede von ihnen ist von einer seltsamen Natur, meine Schwester, sie machen Flecken auf den Stirnen, die sie berühren . . ."

Andrée schauerte.

„Ich behalte dieses Kästchen, um es demjenigen zurückzugeben, welcher ein Recht darauf hat. Ich sage Dir, das ist nicht unser Gut; nein, und wir haben nicht Lust, Anspruch darauf zu machen, nicht wahr?"

„Wie es Dir beliebt, mein Bruder," erwiederte Andrée ganz schauernd vor Scham.

„Liebe Schwester, kleide Dich zum letzten Mal für Deinen Besuch bei der Frau Dauphine an; sei sehr ruhig, sehr ehrfurchtsvoll, sehr gerührt, daß Du Dich von einer so edlen Beschützerin entfernen sollst."

„Oh! ja, sehr gerührt," flüsterte Andrée bewegt; „das ist ein großer Schmerz bei meinem Unglück."

„Ich gehe nach Paris, meine Schwester, und kehre gegen Abend zurück; sobald ich komme, führe ich Dich fort; bezahle hier Alles, was Du noch schuldig bist."

„Nichts, nichts; ich hatte Nicole, sie ist entlaufen.. Ah! ich vergaß den kleinen Gilbert."

Philipp bebte, seine Augen entflammten sich.

„Du bist Gilbert etwas schuldig?" rief er.

„Ja," erwiederte Andrée mit ganz natürlichem Tone, „er hat mir seit dem Anfang der Jahreszeit Blumen geliefert. Ich bin aber, wie Du mir selbst gesagt hast, zuweilen ungerecht und hart gegen diesen Jungen gewesen, der im Ganzen höflich war, und ich will ihn nun belohnen."

„Suche Gilbert nicht auf," murmelte Philipp.

„Warum . . . er muß im Garten sein; ich werde ihn übrigens rufen lassen.“

„Nein! nein! Du würdest eine kostbare Zeit verlieren . . . Ich werde ihn ihm Gegentheil, wenn ich durch die Allee gehe, treffen, ihn sprechen und bezahlen.“

„Dann ist es gut.“

„Ja, Gott befohlen; diesen Abend also.“

Philipp küßte seiner Schwester die Hand . . . sie warf sich in seine Arme. Er unterdrückte sogar die Schläge seines Herzens bei diesem weichen Umfangen, und fuhr ohne Verzug nach Paris, wo ihn der Wagen vor der Thüre des kleinen Hotel der Rue Coq-Héron absetzte.

Philipp wußte, daß er seinen Vater hier traf. Seit seinem seltsamen Bruch mit Richelieu hatte der Greis das Leben in Versailles unerträglich gefunden, und er suchte, wie alle von Thätigkeit überströmenden Geister, der moralischen Erstarrung durch die Aufregungen der Ortsveränderung zu begegnen.

Als Philipp am Thorweg läutete, durchmaß der Baron mit furchtbaren Flüchen den kleinen Garten des Hotel und den an diesen Garten stoßenden Hof.

Er bebte bei dem Geräusch der Klingel und öffnete selbst.

Da er Niemand erwartete, so brachte ihm dieser unvorhergesehene Besuch eine Hoffnung: der Unglückliche hing sich an seinem Sturz in allen Zweigen an.

Er empfing daher Philipp zugleich mit dem Gefühl eines Aergers und einer Neugierde.

Doch er hatte nicht sobald das Gesicht des Ankommenden erschaut, als ihm diese düstere Bläße, diese Starrheit der Linien und das krampfhafte Zusammenziehen des Mundes die Quelle der Fragen vereisten, die er zu öffnen sich anschickte.

„Du!“ sagte er nur, „und durch welchen Zufall?“

„Ich werde die Ehre haben, es Ihnen zu erklären, mein Herr,“ erwiederte Philipp.

„Gut! ist es wichtig?"

„Ziemlich wichtig, ja, mein Herr."

„Dieser Junge hat immer so ceremoniöse Formen, daß man darüber in Unruhe geräth . . . Ist es ein Unglück oder ein Glück, was Du mir bringst?"

„Es ist ein Unglück," sprach Philipp mit ernstem Ton.

Der Baron wankte.

„Sind wir ganz allein?" fragte Philipp.

„Ja."

„Wollen wir in das Haus eintreten, mein Herr?"

„Warum nicht in freier Luft, unter diesen Bäumen . . ."

„Weil es gewisse Dinge gibt, die sich nicht im Lichte des Himmels sagen lassen."

Der Baron schaute seinen Sohn an, und gehorchte seiner stummen Geberde, während er zugleich Unempfindlichkeit, ein Lächeln sogar heuchelte. Er folgte ihm in das untere Zimmer, dessen Thüre Philipp schon geöffnet hatte.

Als die Thüren sorgfältig geschloßen waren, erwartete Philipp eine Geberde seines Vaters, um das Gespräch zu beginnen, und sagte dann, nachdem sich der Baron bequem in das beste Fauteuil des Zimmers gesetzt hatte:

„Mein Herr, meine Schwester und ich sind im Begriff, von Ihnen Abschied zu nehmen."

„Wie so?" fragte der Baron sehr erstaunt. „Du willst Dich entfernen . . . und der Dienst?"

„Es gibt keinen Dienst mehr für mich: Sie wissen, daß sich die Versprechungen des Königs zum Glück nicht verwirklicht haben."

„Das ist ein: zum Glück, das ich nicht begreife."

„Mein Herr . . ."

„Erkläre es mir: wie kannst Du glücklich sein, daß Du nicht Oberster eines schönen Regiments geworden bist? Solltest Du die Philosophie so weit treiben?"

„Ich treibe sie weit genug, um nicht die Schande dem Glück vorzuziehen. Doch gehen wir, wenn es Ihnen beliebt, mein Herr, nicht in Betrachtungen dieser Art ein . ."

„Gehen wir im Gegentheil darein ein!"

„Ich flehe Sie an . . ." erwiederte Philipp mit einer Festigkeit, welche bedeutete: ich will nicht!

Der Baron faltete die Stirne.

„Und Deine Schwester? . . . Vergißt sie auch ihre Pflichten? Ihr Dienst bei Madame . . ."

„Das sind Pflichten, die sie andern unterordnen muß, mein Herr."

„Von welcher Natur, wenn's beliebt?"

„Von der gebieterischsten Nothwendigkeit."

Der Baron stand auf.

„Es ist eine alberne Gattung von Menschen," brummelte er, „die Gattung der Räthselmacher."

„Ist wirklich Alles, was ich da sage, ein Räthsel für Sie?"

„Durchaus," erwiederte der Baron mit einer Entschiedenheit, welche Philipp in Erstaunen setzte.

„Ich werde mich also erklären: meine Schwester geht, weil sie auch gezwungen ist, zu fliehen, um eine Schande zu vermeiden."

Der Baron brach in ein Gelächter aus und rief:

„Bei Gott! was für Musterkinder habe ich doch! Der Sohn läßt die Hoffnung auf ein Regiment im Stich, weil er die Schande befürchtet. Die Tochter gibt eine Hofstelle auf, weil sie Furcht vor der Schande hat. Wahrhaftig, ich bin in das Jahrhundert von Brutus und Lucretia zurückgekehrt. Wenn in meiner Zeit, allerdings einer schlechten Zeit, die nicht den Werth der schönen Tage der Philosophie hatte, ein Mann von fern eine Schande kommen sah, und er trug wie Du einen Degen, und er hatte wie Du Unterricht bei zwei Fechtmeistern und drei Profoßen genommen, so spießte er die erste Schande an seine Degenspitze."

Philipp zuckte die Achseln.

„Ja, was ich da sage, ist ziemlich armselig für einen Philosophen, der nicht gern Blut fließen sieht.

Doch die Officiere sind am Ende nicht gerade geboren, um Philanthropen zu sein."

„Mein Herr, ich habe so sehr wie Sie das Bewußtsein der Nothwendigkeiten, welche der Ehrenpunkt auferlegt; doch das vergossene Blut sühnt nicht . . ."

„Phrasen . . . Phrasen eines . . . Philosophen!" rief der Greis, dergestalt aufgebracht, daß er beinahe majestätisch wurde. „Ich glaube, ich wollte sagen eines Feigherzigen."

„Sie haben wohl daran gethan, es nicht zu sagen," rief Philipp bleich und bebend.

Der Baron hielt stolz den unversöhnlichen und drohenden Blick seines Sohnes aus.

„Ich sagte," fuhr er fort, „und meine Logik ist nicht so schlecht, als man mich gern glauben machen möchte; ich sagte, alle Schande in dieser Welt komme nicht von einer Handlung, sondern von einem Wort her. Ah! so ist es . . . Sei ein Verbrecher vor Tauben, vor Blinden, oder vor Stummen, wirst Du entehrt sein? . . . Du wirst mir mit dem albernen Vers antworten:

„Der Frevel macht die Schand' und nicht das Hochgericht.

„Das ist Kindern oder Weibern gut zu sagen, aber mit einem Mann spricht man beim Teufel eine andere Sprache . . . Ich aber bildete mir ein, einen Mann geschaffen zu haben . . . Sieht nun der Blinde, hat der Taube hören können, spricht der Stumme, so schlägst Du auf das Stichblatt Deines Degens, durchbohrst dem Einen die Augen, dem Andern das Trommelfell, und schneidest dem Letzten die Zunge ab! . . . So erwiedert einen Angriff der Schande ein Edelmann vom Namen Taverney Maison-Rouge."

„Ein Edelmann von diesem Namen, mein Herr, weiß immer bei den Dingen, die er zu thun hat, daß es das Erste ist, keine entehrende Handlung zu begehen: des-

halb werde ich auf Ihre Argumente nichts antworten. Nur geschieht es zuweilen, daß die Schmach aus einem unvermeidlichen Unglück entsteht: das ist der Fall, in dem wir, meine Schwester und ich, uns befinden."

„Ich gehe zu Deiner Schwester über. Wenn nach meinem System der Mann nie eine Sache fliehen darf, die er bekämpfen und besiegen kann, so muß die Frau auch festen Fußes warten. Wozu nützt die Tugend, mein Herr Philosoph, wenn nicht, um die Angriffe des Lasters zurückzuschlagen? . . ." fügte Taverney bei und brach abermals in ein Gelächter aus.

„Fräulein von Taverney hat sehr bange gehabt, nicht wahr? . . . Sie fühlt sich also schwach . . . Dann . . ."

Philipp trat ganz nahe auf seinen Vater zu und sprach:

„Mein Herr, Fräulein von Taverney ist nicht schwach gewesen, man hat sie überwältigt! sie ist unterlegen, sie ist in eine Falle gerathen!"

„In eine Falle? . . ."

„Ja. Ich bitte, behalten Sie ein wenig von der Wärme, die Sie vorhin belebte, um die Elenden zu brandmarken, welche feige den Untergang dieser fleckenlosen Ehre complottirt haben."

„Ich begreife nicht . . ."

„Sie werden begreifen . . . Ein Feiger, sage ich, hat Jemand in das Zimmer von Fräulein von Taverney eingeführt."

Der Baron erbleichte.

„Ein Feiger," fuhr Philipp fort, „wollte, daß der Name Taverney . . . der meinige . . . der Ihrige, mein Herr, von einem untilgbaren Flecken beschmutzt würde . . . Nun! wo ist Ihr Jünglingsdegen, um ein wenig Blut zu vergießen! Lohnt es sich der Mühe?"

„Herr Philipp . . ."

„Ah! seien Sie unbesorgt, ich klage Niemand an; ich kenne Niemand . . . Das Verbrechen ist in der Finsterniß angesponnen, in der Finsterniß ausgeführt worden;

die Folge davon wird auch in der Finsterniß verschwinden . . . ich will es! ich, der ich die Ehre meines Hauses auf meine Weise verstehe."

„Aber woher weißt Du?" rief der Baron, der sich von seinem Erstaunen durch den Köder eines schändlichen Ehrgeizes, einer gemeinen Hoffnung erholte.

„Das wird mich keine von den Personen fragen, welche meine Schwester, Ihre Tochter, in einigen Monaten sehen werden, Herr Baron!"

„Aber, Philipp!" rief der Greis, mit Augen voll Freude, „dann sind das Glück und die Ehre des Hauses nicht verschwunden; dann triumphiren wir."

„Dann sind Sie wirklich der Mensch, für den ich Sie hielt," sprach Philipp mit dem tiefsten Ekel; „Sie haben sich selbst verrathen, und es hat Ihnen an Geist vor dem Richter gefehlt, nachdem es Ihnen vor dem Sohn an Herz mangelte."

„Unverschämter!"

„Genug!" erwiederte Philipp. „Fürchten Sie sich, wenn Sie so laut sprechen, den leider zu unempfindlichen Schatten meiner Mutter aufzuwecken, die, wenn sie lebte, über ihrer Tochter gewacht haben würde."

Der Baron schlug die Augen vor der blendenden Helle nieder, welche aus den Blicken seines Sohnes hervorsprang.

„Meine Tochter," sagte er nach einigen Secunden, „meine Tochter wird mich nicht ohne meinen Willen verlassen."

„Meine Schwester wird Sie nie wieder sehen," entgegnete Philipp.

„Sagt sie das?"

„Sie schickt mich, um es Ihnen zu erklären."

Der Baron wischte mit einer zitternden Hand seine weiß gewordenen, feuchten Lippen ab.

„Es sei!" sagte er.

Dann die Achseln zuckend, rief er:

„Ich habe Unglück mit meinen Kindern: ein Dummkopf und eine einfältige Dirne!"

Philipp erwiederte nichts.

„Gut, gut," fuhr Taverney fort, „ich bedarf Ihrer nicht mehr; gehen Sie, wenn die These gesprochen ist."

„Ich habe Ihnen noch zwei Dinge zu sagen."

„Sagen Sie."

„Einmal hat Ihnen der König einen Perlenschmuck gegeben."

„Ihrer Schwester, mein Herr."

„Ihnen, mein Herr . . . Uebrigens ist daran wenig gelegen. Meine Schwester trägt keine solche Juwelen . . . Fräulein von Taverney ist keine Buhlerin und bittet Sie, den Schmuck dem zurückzustellen, der ihn gegeben hat, oder ihn zu behalten, da Sie Seine Majestät, die so viel für unsere Familie gethan, vor den Kopf zu stoßen befürchten werden."

Philipp reichte das Schmuckkästchen seinem Vater. Dieser nahm es, öffnete es, schaute die Perlen an und warf es dann in einen Wandkorb.

„Hernach?" sagte er.

„Hernach, mein Herr, da wir nicht reich sind, da Sie Alles bis auf das Gut unserer Mutter ausgegeben oder verpfändet haben, was ich Ihnen nicht zum Vorwurf mache, Gott soll mich behüten . . ."

„Das wäre noch besser," sagte der Baron mit den Zähnen knirschend.

„Kurz, da wir nur Taverney haben, was von dieser mäßigen Erbschaft herrührt, so bitten wir Sie, zwischen Taverney und dem kleinen Hotel, in dem wir uns in diesem Augenblick befinden, zu wählen. Bewohnen Sie das eine, und wir werden uns in das andere zurückziehen."

Der Baron zerknitterte sein Spitzenjabot mit einer Wuth, die sich nur durch die Beweglichkeit seiner Finger, durch die Feuchtigkeit seiner Stirne und das Zittern seiner

Lippen verrieth; selbst Philipp bemerkte es nicht, denn er hatte den Kopf abgewandt.

„Taverney ist mir lieber," erwiederte der Baron.

„Dann behalten wir das Hotel."

„Wie Sie wollen, mein Herr."

„Wann werden Sie abreisen?"

„Noch diesen Abend . . . nein, auf der Stelle."

Philipp verbeugte sich.

„In Taverney," fuhr der Baron fort, „erscheint man mit dreitausend Livres Rente als König . . . Ich werde zweimal König sein."

Er streckte die Hand nach dem Wandkorb aus, um das Schmuckkästchen zu nehmen, das er in seine Tasche schob.

Dann wandte er sich nach der Thüre. Doch plötzlich drehte er sich wieder um und sagte mit einem abscheulichen Lächeln:

„Philipp, ich erlaube Dir, mit unserem Namen die erste philosophische Abhandlung, die Du herausgibst, zu unterzeichnen. Was Andrée betrifft, so rathe ihr, ihr erstes Werk Louis oder Louise zu nennen; das ist ein Name, der Glück bringt."

Und er entfernte sich mit einem Hohngelächter.

Das Auge blutig, die Stirne in Flammen, drückte Philipp seine Hand krampfhaft an das Stichblatt seines Degens und murmelte:

„Mein Gott! bewillige mir die Geduld, gewähre mir die Vergessenheit."

CLII.

Der Gewissensfall.

Nachdem er mit der ängstlichen Sorgfalt, die ihn charakterisirte, einige Seiten seiner Träumereien eines einsamen Spaziergängers abgeschrieben hatte, beendigte Rousseau sein einfaches Frühstück.

Obgleich ihm von Herrn von Gerardin ein Ruhesitz in den köstlichen Gärten von Ermenonville angeboten worden war, bewohnte Rousseau, da er zögerte, sich der Sklaverei der Großen zu unterwerfen, wie er in seiner menschenfeindlichen Monomanie sagte, immer noch das uns bekannte Haus der Rue Platrière.

Therese hatte ihrerseits die kleine Haushaltung in Ordnung gebracht und ihren Korb genommen, um auszugehen und Einkäufe zu machen.

Es war neun Uhr Morgens. Therese fragte ihrer Gewohnheit gemäß Rousseau, was er zum Mittagsbrod zu haben wünsche. Rousseau entschlug sich seiner Träumerei, erhob langsam den Kopf und schaute Therese an, wie ein halbwacher Mensch.

„Alles, was Sie wollen, wenn nur Kirschen und Blumen dabei sind," antwortete er.

„Man wird sehen, ob dies nicht zu theuer ist," sagte Therese.

„Wohl verstanden!"

„Denn ich weiß nicht, ob das, was Sie machen, nichts taugt, aber mir scheint, man bezahlt Sie nicht mehr wie früher."

„Sie täuschen sich, Therese, man bezahlt mir denselben Preis; aber ich werde müde und arbeite weniger, und dann ist mein Buchhändler um einen halben Band gegen mich im Verzug."

„Sie werden sehen, daß dieser noch Bankerott macht.“

„Wir wollen hoffen, daß dies nicht geschieht, es ist ein ehrlicher Mann.“

„Ein ehrlicher Mann, ein ehrlicher Mann ... wenn Sie das gesagt haben, glauben Sie Alles gesagt zu haben.“

„Ich habe wenigstens viel gesagt,“ erwiederte Rousseau lächelnd, „denn ich sage es nicht von Jedermann.“

„Darüber darf man sich nicht wundern, Sie sind so mürrisch.“

„Therese, wir entfernen uns von der Frage.“

„Ja, Sie wollen Ihre Kirschen, Feinschmecker; ja, Sie wollen Ihre Blumen, Sybarite!“

„Warum nicht, meine gute Haushälterin,“ erwiederte Rousseau mit einer Engelsgeduld, „mein Herz und mein Kopf sind so krank, daß ich mich, da ich nicht ausgehen kann, wenigstens daran ergötzen will, daß ich ein wenig von dem sehe, was Gott mit vollen Händen auf die Felder ausstreut.“

Rousseau war in der That bleich und angegriffen und seine trägen Hände blätterten in einem Buch, das seine Augen nicht lasen.

Therese schüttelte den Kopf.

„Es ist gut, es ist gut,“ sagte sie, „ich gehe auf eine Stunde aus, erinnern Sie sich, daß ich den Schlüßel unter die Strohmatte lege, und daß, wenn Sie ihn brauchen ...“

„Oh! ich gehe nicht aus.“

„Ich weiß wohl, daß Sie nicht ausgehen werden, da Sie sich nicht aufrecht halten können; doch ich sage Ihnen dies, damit Sie ein wenig auf die Leute Achtung geben, welche kommen dürften, und damit Sie öffnen, wenn man läutet, denn wenn man läutet, können Sie sicher sein, daß ich es nicht bin.“

„Ich danke, meine gute Therese, ich danke, gehen Sie.“

Die Haushälterin entfernte sich ihrer Gewohnheit gemäß brummend; doch das Geräusch ihrer schwerfälligen Tritte war noch lange auf der Treppe hörbar.

Sobald aber die Thüre geschloßen war, benützte Rousseau die Einsamkeit, um sich behaglich auf seinem Stuhl auszustrecken, schaute den Vögeln zu, welche am Fenster ein wenig Brodkrume pickten, und ergötzte sich an der Sonne, welche zwischen den Kaminen der Nachbarhäuser durchdrang.

Jung und rasch, fühlte sein Geist nicht sobald die Freiheit, als er seine Flügel öffnete, wie es die Sperlinge nach ihrem heitern Mahle thaten.

Plötzlich knarrte die Eingangsthüre auf ihren Angeln und entriß den Philosophen seinem süßen Behagen.

„Wie," sagte er zu sich selbst, „schon zurück! . . . sollte ich eingeschlafen sein, während ich nur zu träumen glaubte?"

Rousseau wandte dieser Thüre den Rücken zu; überzeugt, Therese käme zurück, rührte er sich nicht einmal.

Es trat eine kurze Stille ein.

Mitten unter dieser Stille sagte eine Stimme, welche den Philosophen beben machte:

„Verzeihen Sie, mein Herr."

Rousseau wandte sich rasch um und rief:

„Gilbert!"

„Ja, Gilbert . . . ich bitte noch einmal um Verzeihung, Herr Rousseau."

Rousseau heftete sein Auge starr auf den jungen Mann.

Es war in der That Gilbert.

Doch Gilbert, hager und die Haare zerstreut, unter seinen unordentlichen Kleidern nur schlecht seine zitternden, abgemagerten Glieder verbergend, Gilbert mit einem Wort, dessen Anblick Rousseau beben machte und ihm einen Ausruf des Mitleids entriß, der einer Angst glich.

Gilbert hatte den stieren, leuchtenden Blick ausgehungerter Raubvögel; ein Lächeln geheuchelter Schüchtern-

heit bildete einen Widerspruch mit diesem Blick, wie es mit dem Obertheil eines ernsten Adlerkopfes das Untertheil eines höhnischen Fuchskopfes thun würde.

„Was wollen Sie hier?" rief lebhaft Rousseau, der die Unordnung nicht liebte und sie bei Andern als das Anzeichen einer schlimmen Absicht betrachtete.

„Mein Herr, ich habe Hunger," antwortete Gilbert.

Rousseau bebte, als er den Ton dieser Stimme hörte, welche das furchtbarste Wort der menschlichen Sprache hervorbrachte.

„Und wie sind Sie hereingekommen? die Thüre war geschloßen."

„Mein Herr, ich weiß, daß Frau Therese gewöhnlich den Schlüßel unter die Strohmatte legt, ich wartete, bis Frau Therese weggegangen war, denn sie liebt mich nicht und hätte sich vielleicht geweigert, mich zu empfangen oder bei Ihnen einzuführen; da ich dann wußte, Sie wären allein, ging ich herauf, nahm den Schlüßel aus seinem Versteck, und hier bin ich."

Rousseau erhob sich auf den beiden Armen seines Lehnstuhls.

„Hören Sie mich," sagte Gilbert, „hören Sie mich nur einen einzigen Augenblick, ich schwöre Ihnen, daß ich Gehör verdiene."

„Sprechen Sie," erwiederte Rousseau, von tiefem Erstaunen beim Anblick dieses Gesichts ergriffen, das keinen Ausdruck der der Gesammtheit der Menschen gemeinschaftlichen Gefühle mehr bot.

„Ich hätte Ihnen vor Allem sagen müßen, ich sei in eine solche Noth versetzt, daß ich nicht mehr wisse, ob ich stehlen, mich umbringen, oder noch etwas Schlimmeres thun soll."

Bei diesen Worten erhob sich Rousseau vollends und machte sich einen Wall aus seinem Schreibtisch.

„Oh! seien Sie unbesorgt, mein Lehrer und mein Beschützer," sprach Gilbert mit einem Ton voll Sanftmuth, ich glaube, wenn ich es recht bedenke, daß ich nicht

nöthig haben werde, mich selbst umzubringen, und daß ich wohl ohne dieses sterbe; denn seit acht Tagen, da ich aus Trianon entflohen bin, laufe ich in den Waldungen und auf den Feldern umher, ohne etwas Anderes, als rohe Gemüse und wilde Früchte zu essen. Ich bin entkräftet und falle vor Müdigkeit und Hunger um. Was das Stehlen betrifft, so werde ich es nicht bei Ihnen versuchen, denn ich liebe Ihr Haus zu sehr, Herr Rousseau. Was aber das Dritte anbelangt, oh! um es zu vollführen . . ."

„Nun?"

„Bedürfte es bei mir eines Entschlußes, den ich hier suche."

„Sind Sie verrückt?"

„Nein, mein Herr; doch ich bin sehr unglücklich, sehr in Verzweiflung, und ich hätte mich diesen Morgen in der Seine ertränkt, wäre nicht eine Betrachtung bei mir eingetreten."

„Welche?"

„Sie haben geschrieben:

„„Der Selbstmord ist ein Diebstahl an der Menschheit begangen.""

Rousseau schaute den jungen Mann an, als wollte er sagen:

„Sind Sie so eitel, zu glauben, ich habe, als ich dies geschrieben, an Sie gedacht?"

„Oh! ich begreife," murmelte Gilbert.

„Ich glaube nicht," entgegnete Rousseau.

„Sie wollen sagen: Wäre der Tod von Dir Elendem, der Du nichts bist, der Du nichts besitzst, der Du nichts vermagst, ein Ereigniß?"

„Es handelt sich nicht um dieses," sprach Rousseau, der sich schämte, errathen worden zu sein; „doch ich denke, Sie haben Hunger."

„Ja, ich äußerte das."

„Nun! da Sie wußten, wo der Schlüßel zur Thüre

liegt, so wissen Sie auch, wo das Brod ist: gehen Sie an den Speiseschrank, nehmen Sie Brod und entfernen Sie sich."

Gilbert rührte sich nicht.

„Wenn Sie nicht Brod brauchen, sondern Geld, so halte ich Sie nicht für so bösartig, daß Sie einen Greis, der Ihr Beschützer war, in dem Haus, das Ihnen Zuflucht gegeben, mißhandeln würden. Begnügen Sie sich also mit dem Wenigen. Hier . . ."

Und er suchte in seiner Tasche und reichte ihm etwas Münze.

Gilbert hielt seine Hand zurück.

„Oh!" sprach er mit brennendem Schmerz, „es ist weder von Geld, noch von Brod die Rede; Sie haben nicht begriffen, was ich meinte, als ich des Selbstmords erwähnte. Wenn ich mich nicht tödte, so ist dies so, weil nun mein Leben vielleicht Jemand nützlich sein kann, weil mein Tod Jemand berauben würde. Sie, der Sie alle socialen Gesetze, alle natürlichen Verpflichtungen kennen, sagen Sie, gibt es in dieser Welt ein Band, das einen Menschen, der sterben will, an das Leben zu fesseln vermag?"

„Es gibt viele," sprach Rousseau.

„Ist Vater sein eines von diesen Banden; Schauen Sie mich an, während Sie mir antworten, Herr Rousseau, damit ich die Antwort in Ihren Augen sehe."

„Ja," stammelte Rousseau, „ja, sicherlich. Wozu aber diese Frage von Ihnen?"

„Mein Herr, Ihre Worte werden ein Ausspruch für mich sein . . . wägen Sie dieselben wohl ab, ich beschwöre Sie. Mein Herr, ich bin so unglücklich, daß ich mich gern tödten möchte; aber . . . aber ich habe ein Kind."

Rousseau fuhr vor Erstaunen in seinem Stuhle auf.

„Oh! spotten Sie meiner nicht," sagte Gilbert mit demüthigem Ton; „Sie würden nur einen Ritz an meinem Herzen zu machen glauben, während Sie es wie mit

einem Dolche öffneten: ich wiederhole Ihnen, ich habe ein Kind."

Rousseau schaute ihn an, ohne zu antworten.

„Sonst wäre ich schon todt," fuhr Gilbert fort; „in diesem Zweifel sagte ich mir, Sie würden mir einen guten Rath geben, und ging hierher."

„Aber warum habe ich denn Ihnen Rathschläge zu geben?" fragte Rousseau; „haben Sie mich um Rath gefragt, als Sie den Fehler begingen?"

„Mein Herr, dieser Fehler . . ."

Gilbert näherte sich Rousseau mit einem seltsamen Ausdruck.

„Nun?" sagte dieser.

„Es gibt Leute, die diesen Fehler ein Verbrechen nennen."

„Verbrechen! ein Grund mehr, daß Sie nicht mit mir hätten sprechen sollen. Ich bin ein Mensch wie Sie und kein Beichtvater! Was Sie mir da sagen, wundert mich indessen nicht; ich habe immer vorhergesehen, es würde eine schlechte Wendung bei Ihnen nehmen; Sie sind eine schlimme Natur."

„Nein, mein Herr," entgegnete Gilbert, schwermüthig den Kopf schüttelnd, „nein, Sie täuschen sich; mein Geist ist falsch, oder vielmehr verfälscht; ich habe viele Bücher gelesen, die mir die Gleichheit der Kasten, den Stolz des Geistes, den Adel der Instincte predigten; diese Bücher, mein Herr, waren von so erhabenen Namen unterzeichnet, daß ein armer Bauer wie ich wohl irregeleitet werden konnte . . . Ich richtete mich dadurch zu Grunde."

„Ah! ah! ich sehe, worauf Sie abzielen, Herr Gilbert."

„Ich?"

„Ja; Sie klagen meine Lehre an . . . Doch haben Sie nicht den freien Willen?"

„Ich klage nicht an, mein Herr, ich sage Ihnen, daß ich gelesen habe; was ich anklage, ist meine Leicht-

gläubigkeit, ich habe geglaubt, und mich vergangen; es gibt zwei Ursachen meines Verbrechens: Sie sind die erste, und ich komme vor Allem zu Ihnen; ich werde sodann zu der zweiten gehen, doch hernach und wenn es Zeit ist."

„Sprechen Sie, was verlangen Sie von mir?"

„Weder ein Almosen, noch Obdach, noch Brod, obschon ich verlassen, nackt und hungrig bin; nein, ich verlange von Ihnen eine moralische Stütze, ich verlange eine Sanction Ihrer Lehre, ich bitte Sie, mir durch ein Wort meine ganze Stärke wiederzugeben, welche nicht durch die Ermattung meiner Arme und Beine, sondern durch den Zweifel in meinem Kopf und in meinem Herzen gebrochen ist. Herr Rousseau, ich beschwöre Sie also, mir zu sagen, ob das, was ich seit acht Tagen fühle, der Schmerz des Hungers in den Muskeln meines Magens, oder ob es die Marter der Gewissensbisse in den Organen meines Geistes ist. Ich habe durch ein Verbrechen ein Kind gezeugt; sagen Sie mir nun, muß ich mir in bitterer Verzweiflung die Haare ausraufen, mich im Sande wälzen und ausrufen: Gnade! oder soll ich lachen, wie die Frau in der Schrift, und sagen: Ich habe gethan, wie die Welt thut; ist unter den Menschen einer, der besser als ich, so steinige er mich? Mit einem Wort, Herr Rousseau, Sie, der Sie fühlen mußten, was ich gefühlt habe, beantworten Sie diese Frage, sagen Sie, ist es natürlich, daß ein Vater sein Kind verläßt?"

Gilbert hatte nicht sobald dieses Wort gesprochen, als Rousseau so bleich wurde, wie Gilbert selbst nicht war, alle Fassung verlor und stammelte:

„Mit welchem Recht sprechen Sie so mit mir?"

„Weil ich in Ihrem Hause, Herr Rousseau, in der Mansarde, wo Sie mir Gastfreundschaft gewährten, das las, was Sie über diesen Gegenstand geschrieben haben; weil Sie erklärten, die in der Armuth geborenen Kinder gehören dem Staat, der für sie sorgen müße; weil ich Sie endlich stets für einen ehrlichen Mann gehalten habe,

obgleich Sie sich nicht scheuten, die Kinder zu verlassen, die Ihnen geboren worden sind."

„Unglücklicher!" rief Rousseau, „Du hast mein Buch gelesen und führst eine solche Sprache gegen mich!"

„Nun?"

„Du bist nichts, als ein schlimmer Kopf verbunden mit einem schlimmen Herzen."

„Herr Rousseau!"

„Du hast schlecht in meinen Büchern gelesen, wie Du schlecht im menschlichen Leben liesest! Du hast nur die Oberfläche der Blätter gesehen, wie Du nur die des Gesichtes siehst! Ah! Du glaubst mich Deines Verbrechens mitschuldig zu machen, indem Du mir die Bücher anführst, die ich geschrieben habe, indem Du mir sagst: Sie gestehen, dies gethan zu haben, folglich kann ich es auch thun! Doch Unglücklicher! was Du nicht weißt, was Du nicht in meinen Büchern gelesen, nicht errathen hast, ist, daß ich das ganze Leben desjenigen, welchen Du zum Beispiel genommen, dieses Leben der Armuth und der Leiden, gegen ein goldenes, üppiges Dasein, gegen ein Leben voll Prunk und Lustbarkeit vertauschen konnte. Habe ich weniger Talent, als Herr von Voltaire, und konnte ich nicht ebenso viel erzeugen, als er? Konnte ich nicht, weniger Fleiß darauf verwendend, als ich es thue, meine Bücher ebenso theuer verkaufen, als er die seinigen verkauft, und das Geld zwingen, in meine Kasse zu rollen, indem ich ohne Unterlaß eine halb volle Kiste zur Verfügung meiner Buchhändler hielt? Das Gold zieht das Gold an: weißt Du das nicht? Ich hätte auch einen Palast gehabt, ich hätte auch muntere Pferde, ich hätte auch einen Wagen gehabt, um eine junge und schöne Geliebte spazieren zu führen, und glaube mir, dieser Luxus würde in mir die Quelle einer unversiegbaren Poesie nicht vertrocknet haben. Sprich, habe ich nicht Leidenschaften? Schaue meine Augen an, welche noch mit sechzig Jahren im Feuer der

Jugend und des Verlangens glänzen! Du, der Du meine Bücher gelesen oder abgeschrieben hast, sprich, erinnerst Du Dich nicht, daß trotz der Abnahme der Jahre, trotz sehr schwerer Uebel, mein Herz, stets jung, um besser zu leiden, alle übrigen Kräfte meiner Organisation geerbt zu haben scheint? Von Gebresten niedergebeugt, die mich zu gehen verhindern, fühle ich mich kräftiger und lebensvoller, um den Schmerz in mir aufzunehmen und zu verzehren, als ich es je in der Blüthe meiner Jahre gewesen bin, um die seltenen Glückseligkeiten zu empfahen, die ich von Gott erhalten habe."

„Ich weiß dies Alles, mein Herr," sprach Gilbert, „Ich habe Sie von Nahem gesehen und begriffen."

„Wenn Du mich von Nahem gesehen, wenn Du mich begriffen, hat dann nicht mein Leben für Dich eine Bedeutung, die es für Andere nicht hat? Diese Selbstverleugnung, welche nicht in meiner Natur liegt, sagt sie Dir nicht, ich habe sühnen wollen . . ."

„Sühnen!" murmelte Gilbert.

„Hast Du nicht begriffen," fuhr der Philosoph fort, „daß ich, nachdem mich diese Armuth Anfangs gezwungen, einen übertriebenen Entschluß zu fassen, hernach keine andere Entschuldigung mehr für diesen Entschluß gefunden habe, als die Uneigennützigkeit und die Ausdauer in der Armuth? Hast Du nicht begriffen, daß ich meinen Geist durch die Demüthigung bestraft habe? Denn mein Geist hauptsächlich war schuldig; mein Geist, der seine Zuflucht zu Paradoxen genommen, um sich zu rechtfertigen, während ich andererseits mein Herz durch die Fortdauer der Reue bestrafte."

„Oh!" rief Gilbert, „so antworten Sie mir! so stürzt Ihr Philosophen, die Ihr dem Menschengeschlecht geschriebene Lehren zuschleudert, Euch in die Verzweiflung, indem Ihr uns verdammt, wenn wir Euch nachahmen; ei! was liegt mir an Ihrer Demüthigung, sobald sie geheim ist, an Ihrer Reue, sobald sie verborgen bleibt.

Oh! wehe, wehe Ihnen, wehe! und mögen die in Ihrem Namen begangenen Verbrechen auf Ihr Haupt zurückfallen!"

„Auf mein Haupt, sagst Du, der Fluch und die Strafe zugleich, denn Du vergissest die Strafe, oh! das wäre zu viel! Du, der Du gesündigt hast wie ich, verdammst Du Dich auch so strenge, wie mich?"

„Noch strenger," antwortete Gilbert, „denn meine Bestrafung wird furchtbar sein; doch nun, da ich an nichts mehr glaube, werde ich mich durch meinen Gegner, oder vielmehr durch meinen Feind tödten lassen! ein Selbstmord, den mein Elend mir räth, den mein Gewissen mir verzeiht, denn nun ist mein Tod nicht mehr ein an der Menschheit begangener Diebstahl, und Sie haben da eine Phrase geschrieben, die Sie nicht dachten."

„Halt ein, Unglücklicher," rief Rousseau, „halt ein! hast Du nicht Böses genug mit der einfältigen Leichtgläubigkeit gethan? mußt Du noch mehr mit dem albernen Skepticismus thun? Du hast mir von einem Kind gesprochen, Du hast mir gesagt, Du wärest Vater, oder Du solltest Vater werden?"

„Ich habe es gesagt."

„Weißt Du, was das heißt?" murmelte Rousseau mit leiser Stimme, „weißt Du, was es heißt, mit sich nicht in den Tod, sondern in die Schmach Geschöpfe fortzureißen, welche geboren sind, frei und rein die volle Luft der Tugend einzuathmen, die Gott als Mitgift jedem Menschen gibt, der aus dem Schooß seiner Mutter hervorkommt? Höre doch, wie gräßlich meine Lage ist: als ich meine Kinder verließ, sah ich ein, daß die Gesellschaft, welche jede Ueberlegenheit verletzt, mir dieses Unrecht wie einen entehrenden Vorwurf ins Gesicht schleudern würde; da rechtfertigte ich mich mit Paradoxen; da wandte ich zehn Jahre meines Lebens dazu an, Rathschläge den Müttern für die Erziehung ihrer Kinder, ich, der ich nicht Vater zu sein gewußt hatte, dem Vaterland für die Bildung kräftiger und ehrlicher Bürger zu geben, ich, der ich schwach und verdorben war. Der Henker,

der die Gesellschaft, das Vaterland und die Waise rächt, bemächtigte sich dann eines Tages, da er sich meiner nicht bemächtigen konnte, meines Buches und verbrannte es als eine lebendige Schmach für das Land, dessen Luft dieses Buch vergiftet hatte. Wähle, errathe, urtheile: habe ich beim Handeln gut gethan? habe ich in den Büchern schlecht gethan? Du antwortest nicht; Gott selbst wäre in Verlegenheit, Gott, der in seinen Händen die unbeugsame Wagschale zwischen Recht und Unrecht hält. Wohl! ich habe ein Herz, das diese Frage löst, und dieses Herz sagt mir hier in der Tiefe meiner Brust: Wehe Dir, unnatürlicher Vater, der Du Deine Kinder verlassen hast; wehe Dir, wenn Du der jungen Buhldirne begegnetst, die an der Ecke eines Kreuzweges schamlos lacht, denn diese ist vielleicht Deine verlassene Tochter, welche der Hunger in die Schande gestürzt hat; wehe Dir, wenn Du auf der Straße den Dieb triffst, den man noch von seiner Beute beschwert verhaftet, denn dieser ist vielleicht Dein verlassener Sohn, den der Hunger zum Verbrechen angetrieben hat!"

Bei diesen Worten sank Rousseau, der sich erhoben hatte, wieder in seinen Lehnstuhl zurück.

„Und dennoch," fuhr er mit einer gebrochenen Stimme fort, die den Ausdruck eines Gebetes hatte, „und dennoch bin ich nicht so schuldig gewesen, als man glauben könnte; ich habe eine herzlose Mutter, welcher die halbe Schuld zur Last fiel, vergessen sehen, wie die Thiere vergessen, und ich sagte mir: Gott hat gestattet, daß die Mutter vergißt, also muß sie vergessen. Nun, ich täuschte mich in jenem Augenblick, und heute, da Du mich Dir hast sagen hören, was ich nie einem Menschen gesagt habe, heute bist Du nicht mehr berechtigt, Dich zu täuschen."

„Demnach," fragte der junge Mann, die Stirne faltend, „demnach würden Sie Ihre Kinder nie verlassen haben, wenn Sie Geld gehabt hätten, um sie zu ernähren?"

„Nur das streng Nothwendige . . . nein, nie, das schwöre ich Ihnen."

Bei diesen Worten streckte Rousseau feierlich seine Hand zum Himmel empor.

„Sind zwanzig tausend Livres hinreichend, um sein Kind zu ernähren?" fragte Gilbert.

„Ja, das ist genug."

„Ich danke, mein Herr, ich weiß nun, was ich zu thun habe."

„Und in jedem Fall können Sie als ein junger Mann, wie Sie sind, mit Ihrer Arbeit Ihr Kind ernähren," sagte Rousseau. „Doch Sie sprachen von einem Verbrechen: man sucht Sie, man verfolgt Sie vielleicht.."

„Ja, mein Herr."

„Nun, so verbergen Sie sich hier, die kleine Dachkammer ist immer noch frei."

„Sie sind ein Mann, den ich liebe, mein Lehrer, und Ihr Anerbieten erfüllt mich mit Freude," rief Gilbert, „ich bitte Sie in der That nur um ein Obdach, das mich schützt, mein Brod werde ich mir verdienen, — Sie wissen, ich bin kein Träger."

„Nun also," sagte Rousseau mit unruhiger Miene, „wenn dies so abgemacht ist, so gehen Sie hinauf, damit Therese Sie nicht hier sieht, sie kommt nicht mehr in den Speicher hinauf, weil wir seit Ihrem Abgang nichts mehr dort aufbewahren; Sie finden Ihren Strohsack oben, richten Sie sich ein, so gut Sie können."

„Ich danke, mein Herr, ich werde auf diese Art glücklicher sein, als ich es verdiene."

„Ist das nun Alles, was Sie wünschen?" fragte Rousseau, der Gilbert gleichsam mit dem Blick aus dem Zimmer trieb.

„Nein, mein Herr, noch ein Wort, wenn Sie erlauben."

„Sprechen Sie."

„Sie beschuldigten mich eines Tags in Luciennes, ich

habe Sie verrathen; ich habe Niemand verrathen, mein Herr, ich folgte meiner Liebe."

„Reden wir nicht mehr hievon; ist dies Alles?"

„Ja; sagen Sie mir nur noch, Herr Rousseau: wenn man die Adresse von Jemand in Paris nicht weiß, ist es möglich, sich dieselbe zu verschaffen?"

„Gewiß, wenn diese Person bekannt ist."

„Diejenige, welche ich meine, ist sehr bekannt."

„Ihr Name?"

„Der Herr Graf Joseph Balsamo."

Rousseau schauerte; er hatte die Versammlung in der Rue Platrière nicht vergessen.

„Was wollen Sie von diesem Mann?" fragte er.

„Etwas ganz Einfaches. Ich beschuldigte Sie, meinen Herrn und Meister, Sie seien moralisch die Ursache meines Verbrechens, weil ich glaubte, ich habe nur dem Gesetz der Natur gehorcht."

„Und ich habe Sie enttäuscht?" rief Rousseau zitternd bei dem Gedanken an eine solche Verantwortlichkeit.

„Sie haben mich wenigstens aufgeklärt."

„Nun, was wollen Sie mir sagen?"

„Mein Verbrechen habe nicht nur eine moralische, sondern auch eine physische Ursache gehabt."

„Und dieser Graf von Balsamo ist die physische Ursache, nicht wahr?"

„Ja. Ich habe Beispiele nachgeahmt, ich habe eine Gelegenheit ergriffen und hierin, ich erkenne es nun, wie ein wildes Thier gehandelt, und nicht wie ein Mensch. Das Beispiel sind Sie; die Gelegenheit ist der Herr Graf von Balsamo. Wo wohnt er, wissen Sie es?"

„Ja."

„So geben Sie mir seine Adresse."

„Rue Saint-Claude im Marais."

„Ich danke . . . ich gehe auf der Stelle zu ihm."

„Nehmen Sie sich in Acht, mein Kind," rief Rousseau, Gilbert zurückhaltend, „das ist ein mächtiger und tiefer Mann."

„Seien Sie unbesorgt, Herr Rousseau, ich bin entschloßen, und Sie haben mich Selbstbeherrschung gelehrt."

„Geschwinde, geschwinde, gehen Sie hinauf," rief Rousseau, „ich höre die Gangthüre schließen; ohne Zweifel kommt Therese zurück; verbergen Sie sich in Ihrer Dachkammer, bis sie hier herein ist, dann gehen Sie aus."

„Ich bitte, geben Sie mir den Schlüssel."

„Er hängt wie gewöhnlich am Nagel in der Küche."

„Guten Tag, mein Herr."

„Nehmen Sie Brod, ich werde Ihnen Arbeit für diese Nacht geben."

„Ich danke," sagte Gilbert und schlich so leicht weg, daß er sich in seiner Dachkammer befand, ehe Therese den ersten Stock heraufgestiegen war.

CLIII.

Der Gewissensfall. (Fortsetzung.)

Mit der kostbaren Anweisung versehen, die ihm Rousseau gegeben hatte, brauchte Gilbert nicht lange, um sein Vorhaben auszuführen.

Therese hatte nicht sobald die Thüre ihres Zimmers geschlossen, als der junge Mann, der von der Thüre seiner Mansarde aus alle ihre Bewegungen beobachtet hatte, die Treppe mit einer Schnelligkeit hinabstieg, als ob er durchaus nicht durch ein langes Fasten geschwächt worden wäre. Gilbert hatte den Kopf voll von Gedanken der Hoffnung, des Grolls, und hinter dem Allem schwebte ein rächender Schatten, der ihn mit seinen Klagen und Anschuldigungen stachelte. Er kam in die Rue Saint-Claude in einem schwer zu beschreibenden Zustand.

Als er in den Hof eintrat, geleitete Balsamo den Prinzen von Rohan, den eine Pflicht der Artigkeit zu seinem großmüthigen Alchemisten geführt hatte, bis zur Thüre zurück.

Während aber der Prinz herausging und zum letzten Mal stehen blieb, um seine Danksagung gegen Balsamo zu wiederholen, schlüpfte der arme, zerlumpte Bursche hinein, ohne daß er sich umzuschauen wagte.

Der Wagen des Prinzen erwartete diesen auf dem Boulevard; der Prälat durchschritt leicht den Raum, der ihn von seiner Carrosse trennte, die sich rasch entfernte, sobald der Schlag geschlossen war.

Balsamo folgte ihm mit einem schwermüthigen Blick und wandte sich nach der Freitreppe, sobald der Wagen verschwand.

Auf dieser Freitreppe erblickte er eine Art von Bettler in flehender Stellung.

Balsamo ging auf ihn zu; obgleich sein Mund stumm war, fragte doch sein ausdrucksvoller Blick:

„Ich bitte um eine Viertelstunde Gehör, Herr Graf,“ sprach der junge Mann mit den zerlumpten Kleidern.

„Wer sind Sie, mein Freund?“ fragte Balsamo mit außerordentlicher Sanftheit.

„Erkennen Sie mich nicht mehr?“

„Nein; doch gleichviel, kommen Sie,“ erwiederte Balsamo, ohne sich um die zerlumpten Kleider, das seltsame Aussehen und das Belästigende des Bittstellers zu bekümmern.

Und er ging ihm voran und führte ihn in das erste Zimmer, wo er sich niedersetzte und, ohne Ton und Gesicht zu verändern, zu ihm sagte:

„Sie fragten mich, ob ich Sie nicht erkenne?“

„Ja, Herr Graf.“

„In der That, es kommt mir vor, als hätte ich Sie irgendwo gesehen.“

„In Taverney, mein Herr, als Sie am Tage vor der Ankunft der Dauphine dahin kamen.“

„Was machten Sie in Taverney?"

„Ich wohnte dort."

„Als Diener der Familie?"

„Nein, als Hausgenosse."

„Sie haben Taverney verlassen?"

„Ja, vor ungefähr drei Monaten."

„Und Sie kamen?"

„Nach Paris, wo ich Anfangs bei Herrn Rousseau studirte, wonach ich in den Gärten von Trianon durch die Verwendung von Herrn von Jussieu als Gärtnergehülfe angestellt wurde."

„Sie führen mir da einen schönen Namen an, mein Freund: was wollen Sie?"

„Ich werde es Ihnen sagen," erwiederte er, und heftete dann, eine Pause machend, einen Blick auf Balsamo, dem es nicht an Festigkeit gebrach.

„Sie erinnern sich, daß Sie in der Nacht des großen Sturmes, Freitag vor sechs Wochen, nach Trianon gekommen sind?" fuhr er dann fort.

Bis jetzt ernst, wurde Balsamo düster.

„Ja, ich erinnere mich," antwortete er; „sollten Sie mich gesehen haben?"

„Ich habe Sie gesehen."

„Dann kommen Sie, um sich das Geheimniß bezahlen zu lassen?" sagte Balsamo mit drohendem Tone.

„Nein, mein Herr, denn ich habe noch ein viel größeres Interesse als Sie, dieses Geheimniß zu bewahren."

„Sie sind derjenige, welchen man Gilbert nennt?"

„Ja, Herr Graf."

Balsamo schaute mit seinem tiefen, verzehrenden Blick den jungen Mann an, dessen Namen eine so furchtbare Anschuldigung mit sich führte.

Er, der sich auf die Menschen verstand, war erstaunt über die Sicherheit seiner Haltung, über die Würde seiner Rede.

Gilbert hatte sich an einen Tisch gestellt, auf den er

sich nicht stützte; eine seiner zarten, obgleich sie an ländliche Arbeiten gewöhnt, weißen Hände war in seiner Brust verborgen; die andere fiel anmuthig an seiner Seite herab.

„Ich sehe an Ihrer Haltung, was Sie hier wollen,“ sprach Balsamo; „Sie wissen, daß eine furchtbare Anschuldigung gegen Sie von Fräulein von Taverney vorgebracht worden ist, die ich mit Hülfe der Wissenschaft die Wahrheit zu sagen gezwungen habe; Sie kommen, um mir diese Zeugschaft, diese Enthüllung eines Geheimnisses, das ohne mich in der Finsterniß wie in einem Grab verborgen geblieben wäre, zum Vorwurf zu machen?“

Gilbert schüttelte nur den Kopf.

„Sie hätten jedoch Unrecht,“ fuhr Balsamo fort; „denn angenommen, ich hätte Sie anzeigen wollen, ohne durch mein eigenes Interesse, da man mich beschuldigte, dazu genöthigt zu sein; angenommen, ich hätte Sie als Feind behandelt, ich hätte Sie angegriffen, während ich mich nur auf meine Vertheidigung beschränkte, dies Alles angenommen, wären Sie doch nicht berechtigt, irgend Etwas zu sagen, denn Sie haben in der That eine schändliche Handlung begangen.“

Gilbert wühlte mit seinen Nägeln in seiner Brust, aber er antwortete nicht.

„Der Bruder wird Sie verfolgen, die Schwester wird Sie tödten lassen,“ sagte Balsamo, „wenn Sie so unklug sind, in den Straßen von Paris, wie Sie dies thun, spazieren zu gehen.“

„Oh! daran ist mir nichts gelegen,“ entgegnete Gilbert.

„Wie, es ist Ihnen nichts daran gelegen?“

„Ja; ich liebte Fräulein Andrée; ich liebte sie, wie sie nie von einem Menschen geliebt sein wird; doch sie verachtete mich, mich, der ich so ehrfurchtsvolle Gefühle für sie hegte; sie verachtete mich, der ich sie schon zweimal in meinen Armen gehalten, ohne daß ich es nur wagte, meine Lippen dem Saum ihres Kleides zu nähern.“

„So ist es, und Sie haben sie diese Ehrfurcht bezahlen lassen; Sie haben sich für ihre Verachtung gerächt; wodurch? Durch einen hinterlistigen Streich.“

„Oh! nein, nein, der hinterlistige Streich kommt nicht von mir; es ist mir eine Gelegenheit, das Verbrechen zu begehen, geboten worden.“

„Durch wen?“

„Durch Sie.“

Balsamo fuhr auf, als ob ihn eine Schlange gestochen hätte, und rief:

„Durch mich!“

„Durch Sie, ja, mein Herr, durch Sie,“ wiederholte Gilbert; „Sie haben Fräulein Andrée eingeschläfert und sind dann entflohen; je weiter Sie sich entfernten, desto schwächer wurden ihre Beine, und sie fiel am Ende zu Boden. Ich nahm sie in meine Arme, um sie in ihr Zimmer zurückzutragen; ich fühlte ihr Fleisch an meinem Fleisch, ein Marmor wäre lebendig geworden! . . . ich, ich gab meiner Liebe nach. Bin ich denn so strafbar, als man sagt, mein Herr, das frage ich Sie, Sie, die Ursache meines Unglücks?“

Balsamo heftete seinen traurigen, mitleidsvollen Blick auf Gilbert und erwiederte:

„Du hast Recht, mein Kind; ich bin die Ursache Deines Verbrechens und des Unglücks dieses Mädchens gewesen.“

„Und statt ein Mittel dagegen anzuwenden, haben Sie, der Sie so mächtig sind und so gut sein müßten, das Unglück des Mädchens erschwert und den Tod über das Haupt des Schuldigen verhängt.“

„Das ist wahr, und Du sprichst vernünftig. Siehst Du, junger Mann, seit einiger Zeit bin ich ein verfluchtes Geschöpf, und alle meine Pläne nehmen, wenn sie aus meinem Gehirn hervorgehen, schädliche und bedrohliche Formen an; das steht im Zusammenhang mit Unglücksfällen, die ich zu erfahren hatte, und die Du nicht begreifst. Es ist dies indessen kein Grund, daß ich die An=

deren leiden mache; laß hören, was verlangst Du?"

„Ich verlange von Ihnen das Mittel, Alles, Verbrechen und Unglück, wieder gut zu machen, Herr Graf."

„Du liebst dieses Mädchen?"

„Oh! ja."

„Es gibt viele Arten von Liebe. Mit welcher Liebe liebst Du sie?"

„Ehe ich sie besaß, liebte ich sie bis zum Wahnsinn; heute liebe ich sie mit Gewissensbissen, mit Wuth. Ich würde vor Schmerz sterben, wenn sie mich mit Zorn empfinge; ich würde vor Freude sterben, wenn sie mir ihre Füße zu küssen erlaubte."

„Sie ist adelig, aber arm," sagte Balsamo nachdenkend.

„Ja."

„Doch ihr Bruder ist ein Mann von Herz und, wie ich glaube, wenig von den leeren Vorrechten des Adels angesteckt. Was würde geschehen, wenn Du von diesem Bruder seine Schwester zur Ehe verlangtest?"

„Er würde mich tödten!" antwortete Gilbert kalt; „doch da ich den Tod mehr wünsche, als fürchte, so werde ich das Verlangen stellen, wenn Sie mir dazu rathen."

Balsamo dachte nach und erwiederte dann:

„Du bist ein Mensch von Geist, und man sollte sogar glauben, Du wärest ein Mann von Herz, obgleich Deine Handlungen, abgesehen von meiner Mitschuld, wahrhaft strafbar sind. Suche nicht Herrn Philipp von Taverney, den Sohn, sondern den Baron von Taverney, seinen Vater, auf und sage ihm, hörst Du wohl, an dem Tag, wo er Dir seine Tochter zu heirathen erlaube, werdest Du Fräulein Andrée eine Mitgift bringen."

„Ich kann das nicht sagen, Herr Graf; ich habe nichts."

„Und ich sage Dir, daß Du ihr als Mitgift hunderttausend Thaler bringst, die ich Dir schenke, um das Un-

glück und das Verbrechen, wie Du es vorhin nanntest, wieder gut zu machen."

„Er wird mir nicht glauben, denn er weiß, daß ich arm bin."

„Wenn er Dir nicht glaubt, zeige ihm diese Kassenbillets, und sobald er sie sieht, wird er nicht mehr daran zweifeln."

Während Balsamo diese Worte sprach, öffnete er die Schublade eines Tisches und zählte dreißig Kassenbillets, jedes von zehntausend Livres.

Dann übergab er sie Gilbert und fragte den jungen Mann:

„Ist das Geld? Lies."

Gilbert warf einen gierigen Blick auf die Papiere, die er in der Hand hielt, und erkannte die Wahrheit dessen, was ihm Balsamo sagte.

Ein Blitz der Freude glänzte in seinen Augen.

„Wäre es möglich?" rief er. „Doch nein, eine solche Großmuth wäre zu erhaben!"

„Du bist mißtrauisch," sagte Balsamo, „Du hast Recht; doch gewöhne Dich daran, Dir die Gegenstände Deines Mißtrauens besser auszuwählen. Nimm also diese hunderttausend Thaler und gehe zu Herrn von Taverney."

„Mein Herr," sprach Gilbert, „so lange mir eine solche Summe nur auf ein einfaches Wort gegeben wird, glaube ich nicht an die Wirklichkeit des Geschenks."

Balsamo nahm eine Feder und schrieb:

„Ich schenke Gilbert als Mitgift am Tag, wo er seinen Heirathsvertrag mit Fräulein von Taverney unterzeichnen wird, die Summe von hunderttausend Thalern, die ich ihm zum Voraus in der Hoffnung auf eine glückliche Unterhandlung gegeben habe.

„Joseph Balsamo."

„Nimm dieses Papier, gehe und zweifle nicht mehr."
Gilbert empfing das Papier mit zitternder Hand.

„Mein Herr,“ sagte er, „wenn ich Ihnen ein solches Glück zu verdanken habe, so werden Sie der Gott sein, den ich auf Erden anbete.“

„Es gibt nur einen Gott, den Du anbeten mußt, und dieser bin nicht ich,“ entgegnete Balsamo mit ernstem Tone. „Gehe, mein Freund.“

„Eine letzte Bitte, mein Herr.“

„Welche?“

„Schenken Sie mir fünfzig Livres.“

„Du bittest mich um fünfzig Livres, während Du dreimalhunderttausend in den Händen hast?“

„Diese dreimalhunderttausend Livres gehören mir erst an dem Tage, wo Fräulein Andrée mich zu heirathen einwilligt.“

„Was willst Du mit fünfzig Livres machen?“

„Einen anständigen Rock kaufen, mit dem ich vor dem Baron erscheinen kann.“

„Hier, mein Freund, nimm,“ sagte Balsamo.

Und er gab ihm die gewünschten fünfzig Livres, entließ ihn sodann durch ein Zeichen mit dem Kopf, und kehrte mit demselben langsamen, traurigen Schritt in seine Gemächer zurück.

CLIV.

Die Pläne von Gilbert.

Als sich Gilbert auf der Straße befand, ließ er seine fieberhafte Phantasie sich abkühlen, die ihn bei den letzten Worten des Grafen nicht nur über das Wahrscheinliche, sondern auch über das Mögliche hinaus fortgerissen hatte.

In der Rue Pastourel setzte er sich auf einen Weichstein, schaute umher, ob ihn Niemand bespähte, und zog

aus seiner Tasche die durch das Zusammenpressen der Hand ganz zerknitterten Kassenbillets.

Es war ihm ein furchtbarer Gedanke gekommen, ein Gedanke, der ihm den Schweiß auf die Stirne trieb.

„Wir wollen doch bedenken," sagte er, die Billets betrachtend, „wir wollen bedenken, ob mich dieser Mensch nicht getäuscht, ob er mir nicht eine Falle gestellt hat, ob er mich nicht einem gewissen Tod, unter dem Vorwand, mir ein gewisses Glück zu verschaffen, entgegenschickt; wir wollen sehen, ob er für mich nicht das thut, was man für das Schaf thut, welches man auf die Schlachtbank lockt, indem man ihm eine Handvoll frisches Gras bietet. Ich habe sagen hören, es sei eine große Anzahl von falschen Kassenbillets im Umlauf, mit denen die Wüstlinge des Hofs zuweilen die Mädchen von der Oper betrügen. Wir wollen sehen, ob mich der Graf nicht für einen Thoren gehalten hat."

Und er nahm aus dem kleinen Bündel ein Billet von zehntausend Livres, trat bei einem Kaufmann ein und fragte nach der Adresse eines Banquier, um es dem Auftrage seines Herrn gemäß zu wechseln.

Der Kaufmann schaute das Billet an, drehte es mit Bewunderung, denn die Summe war pomphaft und sein Laden äußerst bescheiden, hin und her, und bezeichnete in der Rue Sainte-Avoie den Geldmann, dessen Gilbert bedurfte.

Das Billet war also gut.

Ganz freudig, ließ Gilbert sogleich seiner Einbildungskraft die Zügel schießen, verschloß sorgfältiger als zuvor die Kassenbillets in seinem Sacktuch und kaufte in der Rue Sainte-Avoie, als er hier einen Trödler erblickte, dessen Auslage ihm verführerisch vorkam, für fünfundzwanzig Livres, das heißt für einen von den beiden Louis d'or, die ihm Balsamo geschenkt hatte, ein vollständiges Kleid von kastanienbraunem Tuch, das sich ihm durch seine Reinlichkeit empfahl, ein Paar etwas abgetragene schwarze seidene Strümpfe und Schuhe mit glänzenden

Schnallen; auch fügte er ein ziemlich feines Leinwandhemd diesem mehr anständigen, als reichen Anzug bei, in welchem sich Gilbert durch einen Blick, den er in den Spiegel des Trödlers warf, bewunderte.

Dann ließ er seine alten Kleidungsstücke, gleichsam als Nachschuß zu den fünfundzwanzig Livres, zurück, steckte sein kostbares Sacktuch ein, und ging vom Laden des Trödlers in den eines Friseur, der in einer Viertelstunde den so merkwürdigen Kopf des Schützlings von Balsamo vollends zierlich und sogar schön machte.

Als alle diese Operationen ausgeführt waren, trat Gilbert bei einem Bäcker ein, der in der Nähe der Place Louis XV. wohnte, und kaufte für zwei Sous Brod, das er, rasch der Straße nach Versailles folgend, verzehrte.

An einem Brunnen, den er unter Wegs traf, hielt er an, um zu trinken.

Dann ging er wieder weiter und schlug alle Anerbietungen der Kutscher aus, welche nicht begriffen, warum ein so reinlich gekleideter junger Mensch fünfzehn Sous auf Kosten seiner Eiweißwichse sparte.

Was würden sie erst gesagt haben, hätten sie gewußt, daß dieser junge Mensch, der so zu Fuße ging, dreimal hundert tausend Livres bei sich trug?

Doch Gilbert hatte seine Gründe, warum er zu Fuße ging: einmal wegen seines festen Entschlusses, nicht um einen Liard das streng Nothwendige zu überschreiten, und dann, weil er das Bedürfniß fühlte, allein zu sein, um sich bequemer der Pantomime und den Monologen überlassen zu können.

Gott allein weiß, was an glücklichen Entwickelungen in dem Kopf dieses jungen Mannes vorging, während der dritthalb Stunden, die er marschirte.

In dieser Zeit hatte er mehr als vier Meilen zurückgelegt, und zwar ohne die Entfernung wahrzunehmen, ohne die geringste Müdigkeit zu fühlen, so mächtig war die Organisation dieses jungen Menschen.

Alle seine Pläne waren entworfen, und er hatte sich

über die Art und Weise, sein Gesuch anzubringen, entschieden.

Den Vater Taverney wollte er mit prunkhaften Worten angehen; wenn er dann die Genehmigung des Barons erlangt hätte, würde er vor Fräulein Andrée mit einer Sprache von solcher Beredtsamkeit erscheinen, daß sie ihm nicht nur verzeihen, sondern auch Achtung und Zuneigung für den Urheber der pathetischen Rede, die er vorbereitet, bekommen müßte.

Je mehr er hieran dachte, desto mehr gewann die Hoffnung die Oberhand vor der Furcht, und es schien Gilbert unmöglich, ein Mädchen würde in der Lage, in der sich Andrée befand, die von der Liebe gebotene Genugthuung nicht annehmen, wenn sich diese Liebe mit einer Summe von hunderttausend Thalern zeigte.

Gilbert war, während er diese Luftschlösser baute, naiv und ehrlich wie das einfachste Kind der Patriarchen; er vergaß alles Böse, das er gethan hatte, was vielleicht von einem ehrlicheren Herzen zeugte, als man glauben mag.

Als alle seine Batterien vorbereitet waren, kam er, das Herz in einem Schraubstock, auf dem Gebiete von Trianon an. Einmal hier, war er für Alles bereit: für die erste Wuth von Philipp, welche indessen sein edelmüthiger Schritt besänftigen sollte; für die erste Verachtung von Andrée, welche seine Liebe unterwerfen müßte; für die ersten Beleidigungen des Barons, den sein Geld bestechen würde.

So entfernt Gilbert auch von der Gesellschaft gelebt hatte, so errieth er doch instinctartig, daß dreimal hundert tausend Livres in der Tasche ein sicherer Panzer sind; was er am meisten befürchtete, war der Anblick der Leiden von Andrée; gegen dieses Unglück allein hatte er bange vor seiner Schwäche, einer Schwäche, die ihn eines Theils der für den Erfolg seiner Sache nothwendigen Mittel beraubt hätte.

Er trat in den Garten ein und schaute nicht ohne

einen gewissen Hochmuth alle die Arbeiter an, welche gestern noch seine Kameraden waren, heute aber unter ihm standen.

Die erste Frage, die er machte, bezog sich auf den Baron von Taverney. Er wandte sich natütlich an den Aufwärter vom Dienst in den Communs.

„Der Baron ist nicht in Trianon," antwortete dieser.

Gilbert zögerte einen Augenblick und fragte dann:

„Und Herr Philipp?"

„Oh! Herr Philipp ist mit Fräulein Andrée abgereist."

„Abgereist!" rief Gilbert erschrocken.

„Ja."

„Fräulein Andrée ist also abgereist?"

„Seit fünf Tagen."

„Nach Paris?"

Der Aufwärter machte eine Bewegung, welche besagen wollte:

„Ich weiß es nicht."

„Wie, Sie wissen es nicht?" rief Gilbert. „Fräulein Andrée ist abgereist, ohne daß man weiß, wohin? Sie kann doch nicht ohne Ursache abgereist sein."

„Ei! welche Albernheit," erwiederte der Aufwärter mit geringer Ehrfurcht vor Gilberts kastanienbraunem Kleid; „sicherlich hat sie sich nicht ohne Ursache entfernt."

„Aber warum hat sie sich entfernt?"

„Um eine Luftveränderung vorzunehmen."

„Eine Luftveränderung?" wiederholte Gilbert.

„Ja, es scheint die Luft von Trianon war schlecht für ihre Gesundheit, und auf Verordnung des Arztes hat sie auch Trianon verlassen."

Es war unnöthig, mehr zu fragen; der Aufwärter der Communs hatte offenbar Alles gesagt, was er über Fräulein von Taverney wußte.

Und dennoch konnte Gilbert in seinem Erstaunen nicht an das, was er hörte, glauben. Er lief nach dem Zimmer von Andrée und fand die Thüre geschlossen.

Bruchstücke von Glas, Heu und Strohhalme, die im Corridor umherlagen, boten seinem Blick alle Resultate eines Auszugs.

Gilbert kehrte in sein altes Zimmer zurück, das er so fand, wie er es verlassen hatte.

Das Fenster von Andrée stand offen, um Luft in die Wohnung einzulassen; sein Auge konnte bis in's Vorzimmer tauchen.

Die Wohnung war vollkommen leer.

Gilbert überließ sich sodann dem heftigsten Schmerz; er stieß seinen Kopf an die Wand, rang die Hände und wälzte sich auf dem Boden.

Dann stürzte er wie ein Wahnsinniger aus der Mansarde, eilte die Treppe hinab, als ob er Flügel hätte, drang, die Hände in seinen Haaren, in den Wald ein und sank mit Schreien und Verwünschungen mitten im Heidekraut, das Leben und die, welche es ihm geschenkt, verfluchend, nieder.

„Oh! es ist vorbei, es ist vorbei," murmelte er. „Gott will nicht, daß ich sie wiederfinde; Gott will, daß ich vor Reue, Verzweiflung und Liebe sterbe; so werde ich mein Verbrechen sühnen, so werde ich diejenige rächen, welche ich verletzt habe.

„Wo mag sie sein?

„In Taverney! Oh! ich werde gehen, ich werde gehen! ich werde bis an das Ende der Welt gehen, ich werde bis zu den Wolken hinaufsteigen, wenn es sein muß. Oh! ich werde ihre Spur wiederfinden und sie verfolgen, und müßte ich auf der Hälfte des Weges vor Hunger und Müdigkeit niederstürzen!"

Doch allmälig in seinem Schmerz durch den Ausbruch dieses Schmerzes erleichtert, erhob sich Gilbert, athmete freier, schaute mit etwas minder stierem Gesicht umher und schlug mit langsamen Schritten wieder den Weg nach Paris ein.

Diesmal brauchte er fünf Stunden, um ihn zurückzulegen.

„Der Baron," sagte er zu sich selbst mit einem gewissen Anschein von Vernunft, „der Baron hat Paris vielleicht nicht verlassen, und ich werde ihn sprechen. Fräulein Andrée ist geflohen. Sie konnte in der That nicht in Trianon bleiben; doch wohin sie auch gegangen sein mag, ihr Vater muß es wissen; ein Wort von ihm wird mir ihre Spur andeuten, und dann wird er seine Tochter zurückrufen, wenn es mir gelingt, seinen Geiz zu überzeugen."

Gestärkt durch diesen neuen Gedanken, kam Gilbert nach Paris Abends um sieben Uhr zurück, das heißt in dem Augenblick, wo die Kühle die Spaziergänger nach den Champs-Elysées lockte, wo Paris zwischen den ersten Nebeln des Abends und den ersten Feuern jenes scheinbaren Tages schwebt, der ihm einen Tag von vierundzwanzig Stunden macht.

In Folge des von ihm gefaßten Entschlusses ging der junge Mann gerade auf die Thüre des kleinen Hauses der Rue Coq-Héron zu und klopfte ohne einen Augenblick zu zögern an.

Nur ein Stillschweigen antwortete ihm.

Er verdoppelte die Stöße des Klopfers, doch ohne daß der zehnte mehr Erfolg hatte, als der erste.

Da entschwand ihm dieses letzte Mittel, auf das er gerechnet hatte. Wahnsinnig vor Wuth in seine Hände beißend, um seinen Körper dafür zu bestrafen, daß er weniger litt, als sein Geist, wandte sich Gilbert ungestüm um die Straßenecke, drückte an der Feder der Thüre von Rousseau und stieg die Treppe hinauf.

Das Sacktuch, das die dreißig Kassenbillets enthielt, enthielt auch den Schlüssel vom Speicher.

Gilbert stürzte hinein, wie er sich in die Seine gestürzt hätte, wenn sie an diesem Ort gelaufen wäre.

Dann, da der Abend schön war und die Lämmerwolken im Azur des Himmels spielten, da ein süßer Wohlgeruch von den Linden und den Kastanienbäumen in der Abenddämmerung aufstieg, da die Fledermaus mit ihren

schweigsamen Flügeln an die Scheibe des Fensterchens schlug, näherte sich Gilbert, durch alle diese Empfindungen zum Leben zurückgerufen, der Dachluke; er sah mitten unter den Bäumen den weißen Gartenpavillon hervortreten, wo er einst Andrée wiedergefunden, die er für immer verloren geglaubt, er fühlte sein Herz brechen und sank beinahe ohnmächtig, seine Augen in einer schwankenden, einfältigen Beschauung verloren, auf die Lehne der Dachrinne.

CLV.

Worin Gilbert sieht, daß es leichter ist, ein Verbrechen zu begehen, als ein Vorurtheil zu besiegen.

Je mehr die schmerzliche Empfindung abnahm, die sich Gilberts bemächtigt hatte, desto klarer und schärfer wurden seine Gedanken.

Die immer dichter werdende Finsterniß verhinderte ihn mittlerweile, etwas zu unterscheiden; da erfaßte ihn ein unüberwindliches Verlangen, die Bäume, das Haus, die Gänge zu sehen, was die Dunkelheit in eine Masse vermengt hatte, über der die Luft wie über einem Abgrund schwebte.

Er erinnerte sich, daß er sich eines Abends, in glücklicheren Zeiten, hatte wollen Kunde von Andrée verschaffen, sie sehen, sogar sprechen hören, und daß er sich mit Gefahr seines Lebens, noch leidend an der Krankheit, die auf den 31. Mai folgte, an der Dachrinne vom ersten Stock bis auf den seligen Boden des Gartens hatte hinabgleiten lassen.

Damals war es äußerst gefährlich, in dieses Haus einzudringen, das der Baron bewohnte, wo Andrée so gut bewacht wurde, und dennoch, trotz dieser Gefahr, erinnerte sich Gilbert, wie süß die Lage gewesen, und wie freudig, als er den Ton ihrer Stimme hörte, sein Herz geschlagen hatte.

„Wenn ich wieder anfinge, wenn ich zum letzten Mal die Erinnerung suchte, wo die Gegenwart war; wenn ich noch einmal, auf den Knieen, auf dem Sande der Alleen die angebetete Spur suchen würde, die dort die Tritte meiner Geliebten zurücklassen mußten."

Dieses Wort, dieses furchtbare Wort, wenn es gehört worden wäre, artikulirte Gilbert beinahe laut, denn es machte ihm ein seltsames Vergnügen, es auszusprechen.

Gilbert unterbrach sein Selbstgespräch, um einen tiefen Blick auf die Stelle zu heften, wo, wie er nur noch errieth, der Pavillon sein mußte.

Dann, nach einem Augenblick des Schweigens und Forschens, fügte er bei:

„Nichts deutet an, daß der Pavillon von anderen Miethsleuten bewohnt wird, weder Lichter, noch Geräusch, noch offene Thüren; gehen wir!"

Gilbert hatte ein Verdienst: die Raschheit der Ausführung, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte. Er öffnete die Thüre seiner Mansarde, ging tappend wie ein Sylphe an der Thüre von Rousseau vorbei, und ließ sich, als er den ersten Stock erreicht hatte, von dort muthig bis in den Garten hinab, auf die Gefahr, eine alte Hose aus dem am Morgen noch so frischen Beinkleid zu machen.

Als er unten am Spalier war, durchlief er alle die Gemüthsbewegungen seines ersten Besuches im Pavillon, ließ den Sand unter seinen Tritten krachen und erkannte die kleine Thüre, durch welche Nicole Herrn von Beausire eingeführt hatte.

Endlich ging er auf die Freitreppe zu, um seine Lippen auf den messingenen Knopf des Sommerladens zu drücken, denn er sagte sich, ohne Zweifel habe die Hand

von Andrée diesen Knopf berührt. Das Verbrechen von Gilbert hatte ihm eine Art von Religion aus seiner Liebe gemacht.

Plötzlich machte ein Geräusch, das aus dem Innern kam, den jungen Mann beben, ein schwaches, dumpfes Geräusch, wie das eines leichten Trittes auf dem Stubenboden.

Gilbert wich zurück.

Sein Kopf war leichenbleich, und seit acht bis zehn Tagen dergestalt gefoltert, daß er, als er ein Licht erblickte, das durch die Thüre drang, wähnte, der Aberglaube, dieser Sohn des Unverstandes und der Reue, zünde eine von jenen unheimlichen Fackeln an, und diese Fackel scheine auf die Latten der Sommerläden durch. Er wähnte, mit Schrecknissen beladen, rufe seine Seele eine andere Seele hervor, und die Stunde von einer jener Verblendungen der Sinne, wie sie alle Narren und ausschweifend leidenschaftliche Menschen haben, sei gekommen.

Und dennoch kamen die Tritte und das Licht immer näher. Gilbert sah und hörte, ohne zu glauben; doch plötzlich und in dem Augenblick, wo der junge Mann sich näherte, um durch die Latten zu schauen, öffnete sich der Laden, er wurde durch den Schlag an die Wand zurückgeworfen, stieß einen gewaltigen Schrei aus und fiel auf seine Kniee nieder.

Was ihn niederwarf, war weniger der Schlag, als der Anblick: in diesem Haus, das er verlassen glaubte, an dessen Thüre er, ohne daß man ihm öffnete, geklopft hatte, sah er Andrée erscheinen.

Das Mädchen, denn Andrée war es und nicht ein Schatten, stieß einen Schrei aus, wie Gilbert; minder erschrocken, denn ohne Zweifel erwartete sie Jemand, fragte Fräulein von Taverney sodann:

„Was gibt es? Wer sind Sie? was wünschen Sie?"

„Oh! ich bitte um Verzeihung, mein Fräulein," murmelte Gilbert, das Gesicht demüthig gegen den Boden gewendet.

„Gilbert, Gilbert hier!“ rief Andrée mit einer Verwunderung, die von Furcht und Zorn frei war; „Gilbert in diesem Garten! Was wollen Sie hier, mein Freund?“

Diese letzte Benennung klang schmerzlich bis in der Tiefe des Herzens von Gilbert.

„Oh!“ sagte er mit bewegter Stimme, „schmettern Sie mich nicht nieder, mein Fräulein, seien Sie barmherzig, ich habe so viel gelitten!“

Andrée schaute Gilbert ganz erstaunt und wie eine Frau an, welche durchaus nicht begreift, was eine solche Demuth bedeuten soll, und sprach:

„Stehen Sie vor Allem auf und erklären Sie mir, wie Sie hierherkommen.“

„Oh! mein Fräulein,“ rief Gilbert, „ich werde nicht eher aufstehen, als bis Sie mir verziehen haben.“

„Was haben Sie denn gegen mich gethan, daß ich Ihnen verzeihen soll? Sprechen Sie, erklären Sie sich; jedenfalls,“ fuhr sie mit einem schwermüthigen Lächeln fort, „jedenfalls muß, da die Beleidigung nicht groß sein kann, die Verzeihung leicht sein. Philipp hat Ihnen den Schlüssel gegeben.“

„Den Schlüssel?“

„Allerdings, es war verabredet, daß ich Niemand in seiner Abwesenheit öffnen sollte, und da Sie hereingekommen sind, so muß er wohl die Mittel erleichtert haben, wenn Sie nicht etwa über die Mauern kletterten.“

„Ihr Bruder, Herr Philipp?“ stammelte Gilbert; „nein, nein, nicht er; doch es handelt sich nicht um Ihren Bruder, mein Fräulein... Sie sind also nicht abgereist? Sie haben also Frankreich nicht verlassen? O Glück, unerwartetes Glück!“

Gilbert hatte sich auf ein Knie erhoben und dankte, die Arme geöffnet, dem Himmel mit einem seltsamen Vertrauen.

Andrée neigte sich zu ihm herab, schaute ihn unruhig an und sagte:

„Sie sprechen wie ein Narr, Herr Gilbert, und Sie

werden mein Kleid zerreißen; ich bitte Sie, lassen Sie doch mein Kleid los und machen Sie dieser Komödie ein Ende."

Gilbert stand auf und erwiederte:

„Nun sind Sie zornig; doch ich darf mich nicht darüber beklagen, denn ich habe es verdient; ich weiß wohl, daß ich nicht so hätte erscheinen sollen; doch was wollen Sie? es war mir völlig unbekannt, daß Sie diesen Pavillon bewohnen; ich glaubte ihn leer, verödet; was ich hier suchte, war nichts Anderes, als die Erinnerung an Sie... Der Zufall allein... In der That, ich weiß nicht mehr, was ich sage; entschuldigen Sie mich; ich wollte mich vor Allem an Ihren Herrn Vater wenden; doch er war verschwunden."

Andrée machte eine Bewegung.

„An meinen Vater," sagte sie, „und warum an meinen Vater?"

Gilbert täuschte sich in dieser Frage und erwiederte:

„Oh! weil ich Sie zu sehr fürchte; und dennoch weiß ich wohl, daß es besser ist, wenn Alles unter uns verhandelt wird; das ist das sicherste Mittel, Alles wieder gut zu machen."

„Gut machen! was soll das bedeuten?" fragte Andrée, „sprechen Sie, was soll gut gemacht werden?"

Gilbert schaute sie mit Augen voll Liebe und Demuth an.

„Oh! erzürnen Sie sich nicht," sagte er; „ich weiß, es ist eine große Vermessenheit von mir, von mir, der ich so wenig bin, es ist eine große Vermessenheit, sage ich, die Augen so hoch zu erheben; doch das Unglück ist geschehen."

Andrée machte eine Bewegung.

„Das Verbrechen, wenn Sie wollen," fuhr Gilbert fort, „ja, das Verbrechen, denn es war wirklich ein großes Verbrechen. Doch klagen Sie wegen dieses Verbrechens das Verhängniß an, mein Fräulein, aber nie mein Herz."

„Ihr Herz... Ihr Verbrechen... das Verhäng-

niß ... Sie sind wahnsinnig, Herr Gilbert, und machen mir bange."

„Oh! unmöglich kann ich Ihnen mit so viel Ehrfurcht, mit so viel Reue, die Stirne gebeugt und die Hände gefaltet, ein anderes Gefühl einflößen, als Mitleid. Mein Fräulein, hören Sie, was ich Ihnen sagen werde, und es ist eine heilige Verpflichtung, die ich im Angesicht Gottes und der Menschen übernehme; mein ganzes Leben soll der Sühnung der Verirrung eines Augenblicks geweiht sein; Ihr zukünftiges Glück soll so groß sein, daß es alle vergangene Schmerzen tilgt, mein Fräulein ..." Gilbert zögerte.

„Mein Fräulein, geben Sie Ihre Einwilligung zu einer Heirath, welche eine strafbare Verbindung heiligen wird."

Andrée machte einen Schritt rückwärts.

„Nein, nein," sagte Gilbert, „ich bin kein Wahnsinniger; suchen Sie nicht zu fliehen, entreißen Sie mir nicht Ihre Hänte, die ich küsse; haben Sie Gnade, haben Sie Mitleid, willigen Sie ein, meine Frau zu werden."

„Ihre Frau!" rief Andrée, die nun glaubte, sie selbst würde wahnsinnig.

„Oh!" fuhr Gilbert mit herzzerreißendem Schluchzen fort, „oh! sagen Sie mir, daß Sie mir jene gräßliche Nacht verzeihen; sagen Sie, mein Unterfangen habe Ihren Abscheu erregt, sagen Sie aber auch, Sie verzeihen meiner Reue, sagen Sie, meine so lange unterdrückte Liebe rechtfertige mein Verbrechen."

„Elender!" rief Andrée mit wilder Wuth, „Du warst es also? Oh! mein Gott, mein Gott!"

Und sie griff nach ihrem Kopf und preßte ihn zwischen ihren Händen, als wollte sie ihren empörten Geist zu fliehen verhindern.

Gilbert wich stumm und wie versteinert vor diesem schönen, bleichen Medusenhaupte zurück, das zugleich Schrecken und Erstaunen ausdrückte.

„Mein Gott! war mir dieses Unglück vorbehalten!" rief das Mädchen, einer wachsenden Exaltation preisge-

geben; „soll ich so unglücklich sein, meinen Namen doppelt geschändet zu sehen: geschändet durch das Verbrechen, geschändet durch den Verbrecher? Antworte, Feiger! antworte, Elender! Du warst es also?"

„Sie wußte es nicht," murmelte Gilbert vernichtet.

„Zu Hülfe! zu Hülfe!" rief Andrée, in ihr Zimmer zurückkehrend: „Philipp! Philipp! Philipp herbei!"

Gilbert, der ihr düster und in Verzweiflung gefolgt war, schaute umher und suchte mit den Augen entweder einen Platz, um edel unter den Streichen, die er erwartete, zu fallen, oder eine Waffe, um sich zu vertheidigen.

Doch Niemand kam auf den Ruf von Andrée. Andrée war allein in der Wohnung.

„Allein! oh! allein!" rief das Mädchen unter Zuckungen der Wuth. „Hinaus, Elender! versuche nicht den Zorn Gottes!"

Gilbert erhob sachte das Haupt und sprach:

„Ihr Zorn ist für mich der furchtbarste; haben Sie Mitleid, mein Fräulein, schlagen Sie mich nicht so nieder."

Und er faltete flehend die Hände.

„Mörder! Mörder! Mörder!" schrie Andrée.

„Sie wollen mich also nicht hören!" rief Gilbert; „hören Sie mich doch wenigstens zuerst an und lassen Sie mich hernach tödten, wenn Sie wollen."

„Dich anhören, auch noch diese Qual! ... Und was wirst Du sagen!"

„Was ich so eben sagte: daß ich ein Verbrechen begangen habe, ein Verbrechen, das sehr entschuldbar Jedem erscheinen muß, der in meinem Herzen zu lesen vermag, und daß ich die Genugthuung für dieses Verbrechen bringe."

„Oh! das ist also der Sinn des Wortes, das mich schauern machte, ehe ich es begriff ... eine Heirath! ... Ich glaube, Sie haben dieses Wort ausgesprochen?"

„Mein Fräulein!" stammelte Gilbert.

„Eine Heirath!" fuhr das Mädchen mit wachsender Heftigkeit fort. „Oh! es ist nicht Zorn, was ich gegen Sie fühle; es ist Verachtung, es ist Haß; bei dieser Ver-

achtung ist ein so niedriges und so furchtbares Gefühl, daß ich nicht begreife, wie man lebend den Ausdruck so ertragen kann, wie ich Ihnen denselben in's Gesicht schleudere."

Gilbert erbleichte, zwei Thränen des Grimms glänzten an den Fransen seiner Augenlider.

„Mein Fräulein," sagte er ganz bebend, „ich bin in der That nicht so wenig, daß ich nicht den Verlust Ihrer Ehre wieder gut zu machen im Stande wäre."

Andrée richtete sich auf und erwiederte mit stolzer Miene:

„Wenn es sich um eine verlorene Ehre handelte, mein Herr, so wäre dies Ihre Ehre und nicht die meinige. So wie ich bin, ist meine Ehre unversehrt, und wenn ich Sie heirathete, würde ich mich entehren."

„Ich glaubte nicht," entgegnete Gilbert mit kaltem, einschneidendem Ton, „ich glaubte nicht, daß eine Frau, wenn sie Mutter geworden ist, etwas Anderes in Betracht ziehen dürfe, als die Zukunft ihres Kindes."

„Und ich, ich denke nicht, daß Sie es wagen, sich hierum zu bekümmern," sagte Andrée, deren Augen funkelten.

„Ich bekümmere mich im Gegentheil darum," erwiederte Gilbert, der sich allmälig unter dem erbitterten Fuß, der ihn niedertrat, erhob. „Ich bekümmere mich im Gegentheil darum, denn dieses Kind soll nicht Hungers sterben, wie dies oft in den Häusern der Adeligen geschieht, wo die Mädchen ihre Ehre auf ihre Weise verstehen. Die Menschen stehen einander an Werth gleich; Männer, welche selbst mehr werth waren, als die Anderen, haben diesen Grundsatz ausgesprochen. Daß Sie mich nicht lieben, begreife ich, denn Sie sehen mein Herz nicht; daß Sie mich verachten, begreife ich abermals, denn Sie wissen nicht, was ich denke; doch daß Sie mir das Recht verweigern, mich um mein Kind zu bekümmern, werde ich nie begreifen. Ach! indem ich Sie zu heirathen suchte, entsprach ich nicht einem Verlangen, einer Leidenschaft, einem Ehrgeiz; ich erfüllte meine Pflicht, ich verurtheilte mich, Ihr Mann zu sein, ich gab Ihnen mein Leben ... Ei! mein Gott, Sie

würden nie meinen Namen geführt haben, wenn Sie hätten wollen, Sie hätten mich fortwährend als Gärtner Gilbert behandelt, und das wäre billig gewesen, doch Ihr Kind müßten Sie nicht opfern. Hier sind dreimal hunderttausend Livres, die mir mein edelmüthiger Beschützer, der mich anders beurtheilte, als Sie, als Mitgift gegeben hat. Wenn ich Sie heirathe, gehört dieses Geld mir; für mich aber brauche ich nichts, als ein wenig Luft, wenn ich lebe, und ein Grab in der Erde, um meinen Körper darin zu verbergen, wenn ich sterbe. Was ich mehr habe, gebe ich meinem Kind; sehen Sie, hier sind dreimal hunderttausend Livres."

Und er legte auf den Tisch die Masse der Billets, beinahe unter die Hand von Andrée.

„Mein Herr," sagte diese, „Sie irren sich gewaltig, Sie haben kein Kind."

„Ich?"

„Von welchem Kind sprechen Sie denn?" fragte Andrée.

„Von dem, dessen Mutter Sie sind. Haben Sie nicht vor zwei Personen, vor Ihrem Bruder Philipp, vor dem Grafen Balsamo bekannt, Sie seien in andern Umständen, und ich Unglücklicher sei der Vater?"

„Ah! Sie haben das gehört," rief Andrée; „nun! desto besser, desto besser; dann vernehmen Sie, was ich Ihnen antworte: Sie haben mir schändlicher Weise Gewalt angethan; Sie haben mich während meines Schlafs besessen; Sie haben mich durch ein Verbrechen besessen; es ist wahr, ich bin Mutter; doch mein Kind hat nur eine Mutter, hören Sie wohl? Es ist wahr, Sie haben mich geschändet, doch Sie sind nicht der Vater meines Kindes."

Und sie ergriff die Billets und warf sie verächtlich so aus dem Zimmer, daß sie fliegend das bleiche Gesicht des unglücklichen Gilbert streiften.

Da erfaßte ihn eine Bewegung so düsterer Wuth,

daß der gute Engel von Andrée noch einmal für sie zittern mußte.

Doch diese Wuth wurde gerade durch ihre Heftigkeit im Zaume gehalten, und der junge Mann ging an Andrée vorbei, ohne ihr einen Blick zuzuwerfen.

Er hatte nicht sobald die Schwelle überschritten, als sie ihm nachstürzte und Thüren, Fenster und Läden schloß, als ob sie durch diese ungestüme Handlung das Weltall zwischen die Gegenwart und die Vergangenheit setzen würde!

CLVI.

Der Entschluß.

Wie Gilbert in seine Wohnung zurückkehrte, wie er, ohne vor Wuth und Schmerz zu sterben, die Qualen der Nacht aushalten konnte, wie er nicht wenigstens mit grauen Haaren aufstand, dies dem Leser zu erklären, wollen wir nicht unternehmen.

Als es Tag war, fühlte Gilbert ein heftiges Verlangen, Andrée zu schreiben, um ihr alle die so stichhaltigen, so redlichen Beweise auseinanderzusetzen, welche in der Nacht seinem Gehirn entsprungen waren; doch er hatte schon an zu vielen Umständen den unbeugsamen Charakter des Mädchens erfahren, und es blieb ihm keine Hoffnung mehr. Schreiben war überdies eine Einräumung, welche seinem Stolz widerstrebte. Der Gedanke, sein Brief würde zerknittert, ungelesen vielleicht weggeworfen werden, er würde nur dazu dienen, eine Meute erbitterter, unverständiger Feinde auf seine Fährte zu bringen, dieser Gedanke war ein Grund, daß er nicht schrieb.

Gilbert dachte nun, ein Schritt von ihm würde besser aufgenommen werden vom Vater, der ein Habsüchtiger und ein Ehrgeiziger, vom Bruder, der ein Mann von Herz sei und dessen erste Bewegung er allein zu fürchten habe. „Aber," sagte er sich, „wozu soll es nützen, daß mich Herr von Taverney oder Herr Philipp unterstützt, wenn Andrée mich mit ihrem ewigen: Ich kenne Sie nicht! verfolgt.

„Es ist gut," fügte er in seinem Innern bei; „nichts bindet mich mehr an diese Frau; sie selbst ist bemüht gewesen, die Bande zu zerreißen, die uns einigten."

Er sagte dies, während er sich vor Schmerz auf seinem Lager wälzte, während er sich voll Wuth der geringsten Einzelnheiten des Gesichts, der Stimme von Andrée erinnerte; er sagte dies, während er eine unaussprechliche Marter ausstand, denn er liebte bis zum Wahnsinn.

Als die Sonne, schon hoch am Horizont, in seine Mansarde drang, erhob sich Gilbert schwankend mit der letzten Hoffnung, seine Feindin im Garten oder im Pavillon zu erblicken.

Dies war noch eine Freude im Unglück.

Doch plötzlich überfluthete eine bittere Woge des Aergers, der Reue, des Zornes seinen Geist; er erinnerte sich Alles dessen, was ihn das Mädchen an Ekel, an Verachtung hatte ausstehen lassen, und sprach, indem er mitten im Speicher durch einen Befehl, den der Wille strenge der Materie gab, stehen blieb:

„Nein! nein, Du wirst nicht an's Fenster gehen, um zu schauen; nein, Du wirst Dir nicht mehr das Gift einträufeln, an dem Du gern sterben möchtest. Es ist eine Grausame, die nie, wenn Du die Stirne vor ihr beugtest, Dir zulächelte, nie ein Wort des Trostes oder der Freundschaft an Dich richtete, die ein Vergnügen darin fand, mit ihren Nägeln Dein noch von Unschuld und keuscher Liebe erfülltes Herz zu zerreißen. Es ist ein Geschöpf ohne Ehre und ohne Religion, das seinem Kind den Vater, seine natürliche Stütze, verleugnet, und das arme kleine

Geschöpf der Vergessenheit, dem Elend, dem Tod vielleicht überantwortet, weil dieses Kind den Schooß entehrt, in dem es empfangen worden ist. Nein, Gilbert, so strafbar Du auch sein magst, so verliebt und feig Du auch bist, ich verbiete Dir, an diese Dachluke zu gehen und einen einzigen Blick in der Richtung des Pavillon auszusenden; ich verbiete Dir, Mitleid mit dem Schicksal jener Frau zu bekommen, und die Federn Deiner Seele durch den Gedanken an Alles, was vorgefallen ist, zu schwächen. Nütze Dein Leben, wie das Vieh, in der Arbeit und der Befriedigung der materiellen Bedürfnisse ab; verbrauche die Zeit, welche zwischen der Schmach und der Rache vergehen wird, und erinnere Dich stets, daß das einzige Mittel, Dich selbst zu achten und Dich über diesen hoffärtigen Adeligen zu halten, darin besteht, daß Du Dich adeliger benimmst als sie."

Bleich, zitternd, von seinem Herzen nach dem Fenster gezogen, gehorchte er dennoch dem Befehl des Geistes. Man hätte ihn können allmälig, langsam, als ob seine Füße auf dem Speicher Wurzel gefaßt hätten, Schritt für Schritt nach der Treppe zugehen sehen. Endlich ging er hinaus, um sich zu Balsamo zu begeben.

Doch plötzlich sich eines Andern besinnend, sagte er:

„Ich Narr! ich elender Hirnloser, der ich bin, ich sprach, glaube ich, von Rache, und welche Rache werde ich üben?

„Die Frau tödten? Oh! nein, sie würde glücklich, mich durch eine Beleidigung mehr zu brandmarken, fallen! Sie öffentlich entehren? Oh! das wäre die Sache eines Feiglings! .... Gibt es einen empfindlichen Platz in der Seele dieses Geschöpfes, wo mein Nadelstich so schmerzlich trifft, als ein Dolchstoß? ... Die Demüthigung ist es, was sie haben muß, denn sie ist noch stolzer als ich.

„Sie demüthigen ... ich ... wie? Ich habe nichts, ich bin nichts, und sie wird ohne Zweifel verschwinden. Sicherlich würden sie meine Gegenwart, häufige Erscheinungen, ein Blick der Verachtung oder der Herausfor-

derung grausam bestrafen. Ich weiß wohl, daß die Mutter ohne Gemüth eine Schwester ohne Herz wäre, und mir ihren Bruder zuschicken würde, um mich zu tödten; doch wer hält mich ab, einen Menschen tödten zu lernen, wie ich vernünftig schließen oder schreiben gelernt habe; wer hält mich ab, Philipp niederzuschlagen, ihn zu entwaffnen, dem Rächer wie der Beleidigten in's Gesicht zu lachen? Nein, dieses Mittel ist ein Komödienmittel; derjenige zählt auf seine Geschicklichkeit und seine Erfahrung, welcher nicht den Dazwischentritt Gottes oder des Zufalls berechnet hat... Allein, ich allein, mit meinem nackten Arm, mit einer der Einbildungskraft entkleideten Vernunft, mit der Stärke der mir durch die Natur und meinen Willen gegebenen Muskeln werde ich die Pläne dieser Unglücklichen zu nichte machen... Was will Andrée, was besitzt sie, was stellt sie zu ihrer Vertheidigung und zu meiner Schmach voran?... Suchen wir."

Und er beugte sich auf den Rand des Mauervorsprungs und versank, das Auge starr, in tiefes Nachsinnen.

„Was Andrée gefallen kann," sagte er, „ist das, was ich hasse. Ich muß also Alles zerstören, was ich hasse... Zerstören! oh! nein... meine Rache führe mich nie zum Bösen! sie zwinge mich nie, das Eisen oder das Feuer anzuwenden! Was bleibt mir dann? Ich muß die Ursache der Ueberlegenheit von Andrée suchen; ich muß sehen, durch welche Fessel sie zugleich mein Herz und meinen Arm zurückhalten will. Oh! sie nicht mehr sehen! oh! nicht mehr von ihr angeschaut werden! oh! auf zwei Schritte an dieser Frau vorübergehen, wenn sie lächelnd, mit ihrer frechen Schönheit, ihr Kind an der Hand führen wird, ihr Kind, das mich nie kennen lernen soll... Himmel und Erde!"

Gilbert begleitete diesen Satz mit einem wüthenden Faustschlag an die Wand und mit einer noch furchtbareren Verwünschung, welche zum Himmel entflog.

„Ihr Kind! das ist das ganze Geheimniß. Sie

darf nie dieses Kind besitzen, das sie den Namen Gilbert verfluchen lehren würde. Sie muß im Gegentheil erfahren, daß dieses Kind in der Verwünschung des Namens Andrée aufwachsen wird! Mit einem Wort, dieses Kind, das sie nicht lieben, das sie vielleicht plagen würde, denn sie hat ein böses Herz, dieses Kind, mit dem man mich beständig geißeln würde, darf Andrée nie sehen, und sie soll, wenn sie es verloren hat, ein Gebrülle ausstoßen, ähnlich dem der Löwinnen, die man ihrer Jungen beraubt!"

Gilbert erhob sich schön vor Zorn und wilder Freude.

„Das ist es," sagte er, die Faust gegen den Pavillon von Andrée ausstreckend; „Du hast mich zur Schmach, zur Vereinzelung, zur Reue, zur Liebe verurtheilt ... ich verurtheile Dich zum Leiden ohne Frucht, zur Vereinzelung, zur Schmach, zur Angst, zum Haß ohne Rache. Du wirst mich suchen, ich werde geflohen sein; Du wirst dem Kind rufen, und solltest Du es zerreißen, wenn Du es wiederfändest; aber ich werde wenigstens eine Wuth des Verlangens in Deiner Seele entzündet haben; ich werde eine Klinge ohne Griff in Dein Herz gestoßen haben. Ja, ja, das Kind!

„Ich werde das Kind haben, Andrée; ich werde nicht Dein Kind, wie Du sagst, sondern mein Kind haben. Gilbert wird sein Kind haben! einen durch seine Mutter adeligen Sohn."

Und er belebte sich unmerklich in den Entzückungen eines Freudenrausches.

„Auf!" sagte er, „es handelt sich nicht um gemeinen Aerger, oder um kleine schäferliche Lamentationen; es handelt sich um ein schönes und gutes Complott. Ich habe nicht mehr meinem Blick zu befehlen, den Pavillon nicht zu suchen, sondern ich muß meine ganze Kraft, meine ganze Seele aufbieten, daß sie wachen, um den Erfolg meines Unternehmens zu sichern.

„Andrée," sprach er, indem er sich feierlich dem Fenster näherte, „ich werde Tag und Nacht wachen; Du wirst keine Bewegung mehr machen, ohne daß ich sie be-

spähe, Du wirst keinen Schmerzensschrei mehr ausstoßen, ohne daß ich Dir einen noch schärferen Schmerz verspreche; Du wirst nicht das leichteste Lächeln mehr auf Deine Lippen treten lassen, ohne daß ich mit einem höhnischen und beleidigenden Gelächter darauf antworte. Du bist meine Beute; ein Theil von Dir gehört mir; ich wache, ich wache."

Dann näherte er sich der Dachluke und sah, wie sich die Läden des Pavillon öffneten, worauf der Schatten von Andrée, ohne Zweifel durch einen Spiegel zurückgeworfen, an den Vorhängen und an der Decke des Zimmers hinschlüpfte.

Endlich kam Philipp, der früher aufgestanden war, aber in seinem Zimmer, das hinter dem von Andrée lag, gearbeitet hatte.

Gilbert bemerkte, wie belebt das Gespräch der Geschwister war. Sicherlich war von ihm und von der Scene am vorhergehenden Tag die Rede. Philipp ging mit einer Art von Verlegenheit auf und ab. Die Ankunft von Gilbert hatte vielleicht etwas an den Einquartierungsplänen verändert; vielleicht wollte man anderswo den Frieden, die Dunkelheit, die Vergessenheit suchen.

Bei diesem Gedanken wurden die Augen von Gilbert leuchtende Strahlen, welche den Pavillon entzündet hätten und bis in den Mittelpunkt der Erde gedrungen wären!

Doch beinahe in demselben Augenblick trat ein Dienstmädchen durch die Gartenthüre ein; es kam mit irgend einer Empfehlung. Andrée nahm das Mädchen an, denn es brachte sogleich sein kleines Päckchen mit Kleidungsstücken in dem Zimmer unter, das einst Nicole bewohnt hatte; dann bestätigten verschiedene Einkäufe von Meubles, Geräthschaften, Mundvorräthen, Gilbert in der Voraussetzung, der Bruder und die Schwester haben hier eine friedliche Wohnung genommen.

Philipp untersuchte mit der größten Sorgfalt die Schlösser der Gartenthüre. Was aber hauptsächlich Gilbert bewies, man habe den Verdacht, er sei mittelst eines Nacht-

schlüssels, den ihm vielleicht Nicole gegeben, hereingekommen, war der Umstand, daß der Schlosser in Philipps Gegenwart das Schloß veränderte.

Das war die erste Freude, welche Gilbert seit allen diesen Ereignissen erlebte.

Er lächelte spöttisch und sagte:

„Arme Leute... sie sind nicht sehr gefährlich; sie halten sich an das Schloß und ahnen nicht einmal, ich könne die Kraft gehabt haben, hineinzuklettern! Welch einen armseligen Begriff haben sie von Dir, Gilbert. Desto besser. Ja, stolze Andrée," fügte er bei, „trotz der Schlösser Deiner Thüre könnte ich, wenn ich wollte, zu Dir dringen... Aber endlich ist das Glück auch auf meiner Seite; ich verachte Dich... und wenn nicht die Phantasie..."

Er pirouettirte auf den Absätzen, die galanten Herren des Hofes nachahmend.

„Doch nein," fuhr er bitter fort, „das ist meiner würdiger; ich will nichts mehr von Ihnen!... Schlafen Sie ruhig; ich habe etwas Besseres, als Ihren Besitz, um Sie nach Belieben zu quälen; schlafen Sie!"

Er verließ die Dachluke und stieg, nachdem er einen Blick auf seine Kleider geworfen hatte, die Treppe hinab, um sich zu Balsamo zu begeben.

CLVII.

Am fünfzehnten December.

Gilbert fand bei Fritz keine Schwierigkeit, um bei Balsamo eingeführt zu werden.

Der Graf ruhte auf einem Sopha, wie es die reichen und müßigen Leute thun, von der Anstrengung, eine ganze

Nacht geschlafen zu haben, aus; das dachte wenigstens Gilbert, als er ihn zu einer solchen Stunde so ausgestreckt sah.

Man muß glauben, daß der Kammerdiener Befehl erhalten hatte, Gilbert, sobald er sich zeigen würde, einzuführen, denn er brauchte nicht einmal seinen Namen zu sagen oder den Mund zu öffnen.

Als er in den Salon eintrat, erhob sich Balsamo leicht auf seinen Ellenbogen und schloß sein Buch, das er, ohne es zu lesen, offen in der Hand hielt.

„Hoho!" sagte er, „das ist ein Bursche, der sich verheirathet."

Gilbert antwortete nicht.

„Es ist gut," fuhr der Graf fort, indem er wieder seine gleichgültige Haltung annahm, „Du bist glücklich, und Du bist beinahe erkenntlich. Sehr schön! Du kommst, um mir zu danken; das ist Ueberfluß. Behalte das für neue Bedürfnisse. Die Danksagungen sind eine Münze, welche viele Leute befriedigt, wenn sie mit einem Lächeln ausgetheilt wird. Gehe, mein Freund, gehe."

Es lag in diesen Worten und in dem Ton, mit dem sie Balsamo aussprach, etwas tief Trauriges, was Gilbert zugleich wie ein Vorwurf und wie eine Offenbarung berührte.

„Nein," sagte er, „nein, Sie täuschen sich, mein Herr; man heirathet mich gar nicht."

„Oh!" rief der Graf, „was willst Du dann hier? Was ist geschehen?"

„Es ist geschehen, daß man mir die Thüre gewiesen hat," antwortete Gilbert.

Der Graf wandte sich völlig um.

„Du hast Dich ungeschickt benommen, mein Lieber."

„Nein, Herr Graf, ich glaube wenigstens nicht."

„Wer hat Dich abgewiesen?"

„Das Fräulein."

„Das war sicher; warum hast Du nicht mit dem Vater gesprochen?"

„Weil es das Verhängniß nicht wollte."

„Ah! wir sind Fatalist?"

„Ich besitze das Mittel nicht, Glauben zu haben."

Balsamo faltete die Stirne, schaute Gilbert mit einer Art von Neugierde an und erwiederte:

„Sprich nicht so von Dingen, die Du nicht kennst; bei den gemachten Männern ist das Albernheit; bei den Kindern ist es Uebermuth. Ich erlaube Dir, Hochmuth zu haben, doch nicht ein Einfaltspinsel zu sein; sage mir, Du besitzest nicht das Mittel, ein Dummkopf zu sein, und ich werde es billigen. Zur Sache, was hast Du gethan?"

„Hören Sie; ich wollte wie die Dichter träumen, statt zu handeln; ich wollte unter den Bäumen spazieren gehen, wo mir das Vergnügen zu Theil geworden, von der Liebe zu träumen, und plötzlich stellte sich die Wirklichkeit vor mich, ohne daß ich vorbereitet war; die Wirklichkeit hat mich auf der Stelle getödtet."

„Ganz natürlich, Gilbert, denn ein Mensch in der Lage, in der Du Dich befindest, gleicht den Leuten der Vorhut einer Armee: solche Leute dürfen nur mit der Muskete in der rechten Faust und mit der Blendlaterne in der linken marschiren."

„Kurz, ich bin gescheitert; Fräulein Andrée nannte mich einen Ruchlosen, einen Mörder, und sagte mir, sie würde mich umbringen lassen."

„Gut, aber ihr Kind!"

„Sie sagte mir, ihr Kind gehöre ihr und nicht mir."

„Hernach?"

„Hernach habe ich mich entfernt."

„Ah!"

Gilbert schaute empor und fragte:

„Was hätten Sie gethan?"

„Ich weiß es noch nicht; sage mir, was willst Du thun?"

„Sie für die Demüthigung bestrafen, die sie mich hat ausstehen lassen."

„Das ist ein Wort."

„Nein, mein Herr, das ist ein Entschluß."

„Aber Du hast Dir vielleicht Dein Geheimniß entreißen lassen . . . Dein Geld?"

„Mein Geheimniß gehört mir, und ich lasse es mir von Niemand nehmen; das Geld gehört Ihnen, und ich bringe es zurück."

Hiebei öffnete Gilbert seine Weste und zog die dreißig Kassenbillets heraus, die er auf dem Tisch von Balsamo ausbreitete und pünktlich zählte.

Der Graf nahm sie und legte sie zusammen, während er beständig Gilbert beobachtete, dessen Gesicht nicht die geringste Gemüthsbewegung verrieth.

„Er ist ehrlich, er ist nicht geizig, er hat Geist, Festigkeit . . . Das ist ein Mann," dachte er.

„Nun, Herr Graf," sprach Gilbert, „nun habe ich Ihnen Rechenschaft über die zwei Louis d'or abzulegen, die Sie mir gegeben."

„Uebertreibe nichts," erwiederte Balsamo; „es ist schön, hunderttausend Thaler zurückzugeben, es ist kindisch, achtundvierzig Livres zurückgeben zu wollen."

„Ich wollte sie Ihnen nicht zurückgeben, sondern nur Ihnen sagen, was ich mit diesen Louis d'or gemacht habe, damit Sie wüßten, ich brauche noch mehr."

„Das ist etwas Anderes, Du verlangst also?"

„Ich bitte."

„Wozu?"

„Um etwas von dem zu thun, was Sie so eben ein Wort nannten."

„Gut. Du willst Dich rächen?"

„Ich glaube auf eine edle Weise."

„Ich zweifle nicht daran, aber grausam, nicht wahr?"

„Das ist so."

„Wie viel brauchst Du?"

„Zwanzigtausend Livres."

„Und Du wirst diese junge Frau nicht berühren?"

„Ich werde sie nicht berühren."

„Ihren Bruder?"

„Ebenso wenig, und auch ihren Vater nicht."

„Du wirst sie nie verleumden?"

„Ich werde nie den Mund öffnen, um ihren Namen auszusprechen."

„Gut, ich verstehe Dich. Doch es kommt am Ende auf Eines heraus, ob man eine Frau mit dem Stahl erdolcht, oder ob man sie durch beständige Verhöhnung tödtet . . . Du willst sie verhöhnen, indem Du Dich zeigst, indem Du ihr folgst, indem Du sie durch ein Lächeln voll Beleidigung und Haß niederbeugst."

„Ich will so wenig von dem thun, was Sie sagen, daß ich im Gegentheil komme, um Sie, falls mich die Lust erfaßte, Frankreich zu verlassen, um ein Mittel zu bitten, über das Meer zu fahren, ohne daß es mich etwas kostet."

„Meister Gilbert," sprach Balsamo mit seinem zugleich scharfen und einschmeichelnden Ton, der jedoch weder Schmerz, noch Freude enthielt, „Meister Gilbert, mir scheint, Sie sind nicht consequent bei Ihrer Schaustellung von Uneigennützigkeit. Sie verlangen von mir zwanzigtausend Livres, und von diesen zwanzigtausend Livres können Sie nicht tausend nehmen, um sich einzuschiffen?"

„Nein, mein Herr, und zwar aus zwei Gründen."

„Lassen Sie diese Gründe hören."

„Einmal werde ich wirklich am Tag, wo ich mich einschiffe, nicht mehr einen Pfennig haben; denn merken Sie wohl, Herr Graf, nicht für mich bitte ich um diese Summe, sondern vielmehr, um einen Fehler wieder gut zu machen, den Sie mir erleichterten."

„Ah! Du bist zähe!" rief Balsamo.

„Weil ich Recht habe; ich verlange das Geld, um gut zu machen, und nicht um zu leben oder mich zu trösten; nicht ein Sou von diesen zwanzigtausend Livres wird in meine Tasche fallen; sie haben ihre Bestimmung."

„Dein Kind; ich sehe das..."

„Mein Kind, ja, mein Herr," erwiederte Gilbert mit einem gewissen Stolz.

„Aber Du?"

„Ich, ich bin stark, frei und verständig; ich werde stets leben; ich will leben!"

„Oh! Du wirst leben! Nie hat Gott einen Willen von dieser Stärke Seelen gegeben, welche frühzeitig die Erde verlassen müßen. Gott kleidet warm die Pflanzen, welche langen Wintern trotzen sollen; er gibt stählerne Panzer den Herzen, welche lange Prüfungen durchzumachen haben. Doch Du hast, wie mir scheint, zwei Gründe angegeben, warum Dir keine tausend Livres übrig bleiben: einmal das Zartgefühl."

„Dann die Klugheit. An dem Tag, wo ich Frankreich verlasse, werde ich genöthigt sein, mich zu verbergen . . . Nicht also, indem ich einen Kapitän in einem Hafen aufsuche und ihm Geld gebe, denn ich denke, so macht man es, nicht, indem ich mich selbst verkaufe, wird es mir gelingen, mich zu verbergen."

„Du nimmst also an, ich könne Dir verschwinden helfen?"

„Ich weiß, daß Sie es können."

„Wer hat es Dir gesagt?"

„Oh! Sie haben über zu viel übernatürliche Mittel zu verfügen, um nicht auch das ganze Arsenal der natürlichen Mittel zu besitzen. Ein Zauberer ist nie seiner so sicher, daß er nicht irgend einen guten Rettungshafen hätte."

„Gilbert," sprach plötzlich Balsamo, indem er seine Hand über dem jungen Mann ausstreckte, „Du bist ein abenteuerlicher und kühner Geist; Du bist von Gutem und Schlimmem zusammengesetzt, wie ein Weib; Du bist stoisch und redlich, ohne Ziererei; ich werde aus Dir einen großen Mann machen; bleibe bei mir . . . Ich glaube, daß Du der Dankbarkeit fähig bist; bleibe hier, sage ich Dir, dieses Haus ist eine sichere Zufluchtstätte, überdies

verlasse ich Europa in einigen Monaten, und nehme Dich dann mit."

Gilbert horchte und erwiederte:

„In einigen Monaten würde ich nicht nein antworten, doch heute muß ich sagen: Ich danke, Herr Graf, Ihr Vorschlag ist blendend für einen Unglücklichen; doch ich weise ihn von mir."

„Die Rache eines Augenblicks ist wohl nicht eine Zukunft von fünfzig Jahren werth."

„Mein Herr, meine Phantasie oder meine Laune sind für mich immer mehr werth, als das Weltall, im Augenblick, wo ich diese Phantasie oder diese Laune habe. Ueberdies bleibt mir außer der Rache noch eine Pflicht zu erfüllen."

„Hier sind Deine zwanzigtausend Livres," sprach Balsamo ohne Zögern.

Gilbert nahm die zwei Kassenbillets, schaute seinen Wohlthäter an und sagte:

„Sie verbinden wie ein König."

„Oh! besser, hoffe ich; denn ich verlange nicht einmal, daß man mir ein Andenken bewahrt."

„Gut, doch ich bin dankbar, wie Sie vorhin sagten, und wenn meine Aufgabe erfüllt ist, werde ich Ihnen diese zwanzigtausend Livres bezahlen."

„Wie dies?"

„Indem ich mich auf so viel Jahre in Ihren Dienst gebe, als ein Diener braucht, um seinem Herrn zwanzigtausend Livres zu bezahlen.

„Du bist auch diesmal unlogisch, Gilbert. Du sagtest mir vor einem Augenblick: „„Ich verlange von Ihnen zwanzigtausend Livres, die Sie mir schuldig sind.""

„Das ist wahr; doch Sie haben mein Herz gewonnen."

„Es freut mich," sprach Balsamo ohne irgend einen Ausdruck. „Du wirst also mir gehören, wenn ich will?"

„Ja."

„Was kannst Du thun?“

„Nichts; doch es liegt Alles in mir.“

„Richtig.“

„Aber ich will in meiner Tasche ein Mittel haben, Frankreich in zwei Stunden zu verlassen, wenn es nöthig wäre.“

„Ah! Du lässest meinen Dienst im Stich?“

„Ich werde zu Ihnen zurückzukehren im Stande sein.“

„Und ich werde Dich aufzufinden wissen. Doch machen wir ein Ende; das lange Sprechen ermüdet mich: rücke den Tisch vor.“

„Gut.“

„Reiche mir die Papiere, welche in jenem Carton sind.“

„Hier.“

Balsamo nahm die Papiere und las mit halber Stimme folgende Zeilen von einem Blatt, das mit drei Unterschriften, oder vielmehr mit drei seltsamen Schriftzügen bedeckt war.

„Am 15. December, im Havre, nach Boston, der Adonis.“

„Was denkst Du von Amerika, Gilbert?“

„Daß es nicht Frankreich ist, und daß es mir sehr angenehm sein wird, in einem gegebenen Augenblick über's Meer nach irgend einem Land zu gehen, das nicht Frankreich ist.“

„Gut! . . . Ist der fünfzehnte December nicht der gegebene Augenblick, von dem Du sprichst?“

Gilbert rechnete nachdenkend an den Fingern und erwiederte dann:

„Ganz genau.“

Balsamo nahm eine Feder und schrieb auf ein weißes Blatt nur folgende zwei Zeilen:

„Nehmen Sie auf dem Adonis einen Passagier auf.

„Joseph Balsamo.“

„Aber dieses Papier ist gefährlich,“ sprach Gilbert,

während er es anschaute, „und ich, der ich ein Lager suche, könnte wohl die Bastille finden."

„Dadurch, daß man Geist hat, gleicht man oft einem Dummkopf," sprach der Graf. „Der Adonis, mein lieber Herr Gilbert, ist ein Handelsschiff, dessen Hauptrheder ich bin."

„Verzeihen Sie, Herr Graf," sagte Gilbert sich verbeugend, „ich bin ein Elender, dem es zuweilen im Kopf schwindelt; doch nie zweimal hinter einander; verzeihen Sie und glauben Sie an meine ganze Dankbarkeit."

„Gehen Sie, mein Freund."

„Leben Sie wohl, Herr Graf."

„Auf Wiedersehen," sprach Balsamo und drehte ihm den Rücken zu.

CLVIII.

Die letzte Audienz.

Im November, mehrere Monate nach den von uns erzählten Ereignissen, verließ Philipp von Taverney frühzeitig am Morgen für die Jahreszeit, nämlich beim Grauen des Tages, das Haus, das er mit seiner Schwester bewohnte. Schon waren unter den noch brennenden Laternen alle die kleinen Pariser Gewerbsthätigkeiten erwacht: die kleinen dampfenden Kuchen, welche der Krämer vom Land wie einen köstlichen Schmaus in der frischen Morgenluft verzehrt, die Tragekörbe, beladen mit Gemüsen, die Karren voll von Fischen und Austern, welche nach der Halle eilen ... und in dieser Bewegung der fleißigen Menge herrschte eine Art von Zurückhaltung, den Arbei-

tern auferlegt durch die Achtung vor dem Schlaf der Reichen.

Philipp durchschritt eilig das volkreiche Quartier, das er bewohnte, um die ganz öden Champs = Elysées zu erreichen.

Die Blätter drehten sich vergelbt am Gipfel der Bäume; die meisten lagen ausgestreut in den Alleen des Cours-la-Reine, und zu dieser Stunde verlassen, waren die Kugelspiele unter dem dichten Teppich des rauschenden Blätterwerkes verborgen.

Der junge Mann trug, wie die wohlhabendsten Bürger von Paris, einen Frack mit breiten Schößen, ein Beinkleid und Strümpfe von Seide, und einen Degen; seine sehr sorgfältige Frisur bewies, daß er sich lange vor Tag den Händen des Perruquier, der höchsten Quelle aller Schönheit jener Zeit, überlassen hatte.

Als Philipp wahrnahm, daß der Morgenwind seine Frisur in Unordnung zu bringen und den Puder zu zerstreuen anfing, schaute er auch mit einem höchst mißvergnügten Blick in der Allee der Champs-Elysées umher, um zu sehen, ob sich nicht schon einer von den für den Dienst auf dieser Straße bestimmten Miethwagen auf den Weg begeben habe.

Er wartete nicht lange; ein abgenutzter, anbrüchiger, verwitterter, von einer magern isabellfarbigen Stute gezogener Wagen fing an auf dem Wege einherzuholpern; mit wachsamem, verdrießlichem Auge suchte sein Kutscher in der Ferne einen Reisenden unter den Bäumen, wie einst Aeneas eines von seinen Schiffen auf den Wellen des thyrenischen Meeres.

Als der Automedon Philipp erblickte, ließ er seine Stute die Peitsche kräftiger fühlen, so daß der Wagen bald den Reisenden einholte.

„Richtet es so ein, daß ich auf den Punkt neun Uhr in Versailles bin, und Ihr sollt einen halben Thaler bekommen,“ sagte Philipp zu dem Kutscher.

Philipp hatte wirklich um neun Uhr bei der Dauphine

eine von den Morgenaudienzen, die sie zu geben anfing. Die Prinzessin, welche frühzeitig aufstand und sich aller Gesetze der Etiquette überhob, pflegte am Morgen die Arbeiten zu besuchen, die sie in Trianon ausführen ließ, und wenn sie auf ihrem Weg die Bittsteller fand, denen sie eine Audienz bewilligt hatte, verhandelte sie mit ihnen rasch mit einer Geistesgegenwart und einer Freundlichkeit, welche die Würde, zuweilen sogar den Stolz, nicht ausschloßen, sobald sie wahrnahm, daß man sich in den Ergüssen ihres Zartgefühls täuschte.

Philipp hatte Anfangs beschlossen, den Weg zu Fuß zu machen, denn er war auf die härteste Einschränkung angewiesen; doch das Gefühl der Eitelkeit, oder vielmehr nur das einer Achtung, welche jeder Militär dem Oberen gegenüber nie für sein Aeußeres verliert, nöthigte den jungen Mann, einen Tag der Ersparnisse zu verwenden, um sich in anständiger Kleidung nach Versailles zu begeben.

Philipp gedachte zu Fuß zurückzukehren. Von zwei entgegengesetzten Punkten ausgehend, begegneten sich der Patricier Philipp und der Plebejer Gilbert, wie man sieht, auf derselben Stufe der Leiter.

Philipp sah wieder mit gepreßtem Herzen dieses ganze magische Versailles, wo so viele goldene und rosige Träume ihn mit ihren Verheißungen bezaubert hatten. Er sah wieder mit gebrochenem Herzen Trianon, eine Erinnerung des Unglücks und der Schmach. Auf den Schlag neun Uhr ging er, versehen mit seinem Audienzbrief, längs dem kleinen Blumenbeet bei den Zugängen des Pavillon hin.

Er erblickte in einer Entfernung von ungefähr hundert Schritten die Prinzessin, welche, obgleich das Wetter nicht kalt war, in einen Marderpelz gehüllt, mit ihrem Baumeister sprach; einem kleinen Hut auf dem Kopf, wie die Damen von Watteau, trat die Gestalt der jungen Dauphine auf den Reihen der Bäume hervor. Zuweilen gelangte der Ton ihrer silbernen, vibrirenden Stimme bis zu Philipp und erregte in ihm Gefühle, welche gewöhnlich

Alles verwischen, was in einem verwundeten Herzen Kummer ist.

Mehrere Personen, denen, wie Philipp, Audienzen bewilligt waren, zeigten sich nach und nach vor der Thüre des Pavillon, in dessen Vorzimmer ein Huissier sie holte, wenn die Reihe sie traf. Diese Personen stellten sich am Weg der Prinzessin auf, so oft sie mit Mique in verkehrter Richtung zurückkam, und empfingen ein Wort von Marie Antoinette oder sogar die besondere Gunst einiger einzeln ausgetauschten Worte.

Dann wartete die Prinzessin, bis sich ein anderer Besuch zeigte.

Philipp war der letzte. Er hatte schon die Augen der Prinzessin sich nach ihm wenden sehen, als suchte sie ihn zu erkennen; da erröthete er und war bemüht, an seinem Platz die bescheidenste und geduldigste Haltung anzunehmen.

Endlich kam der Huissier und fragte ihn, ob er nicht auch vortrete, da die Prinzessin bald in ihre Wohnung zurückkehren werde und, einmal zurückgekehrt, Niemand mehr empfange.

Philipp trat also vor. Die Dauphine verlor ihn, während der ganzen Zeit, die er brauchte, um die Entfernung von hundert Schritten zurückzulegen, nicht aus dem Blick, und er wählte den günstigsten Moment, um seine ehrfurchtsvolle Verbeugung gut anzubringen.

Die Dauphine wandte sich gegen den Huissier um und fragte:

„Wie ist der Name dieses Herrn?"

Der Huissier las den Audienzzettel und erwiederte:

„Herr Philipp von Taverney."

„Es ist wahr," sprach die Prinzessin... Und sie heftete auf den jungen Mann einen längeren und neugierigeren Blick.

Philipp wartete halb gebückt.

„Guten Morgen, Herr von Taverney," sagte Marie Antoinette. „Wie befindet sich Fräulein Andrée?"

„Ziemlich schlecht, Madame," erwiederte der junge Mann; „doch meine Schwester wird sehr glücklich über diesen Beweis der Theilnahme sein, die ihr Eure königliche Hoheit zu bezeigen geruht."

Die Dauphine antwortete nicht; sie hatte viel Leiden in dem abgemagerten, bleichen Gesicht von Philipp gelesen; sie erkannte sehr schwer unter dem bescheidenen Kleid des Bürgers den schönen Officier, der ihr zuerst auf dem Boden Frankreichs als Führer gedient hatte.

„Herr Mique," sagte sie, indem sie sich dem Baumeister näherte, „wir sind also über die Verzierung des Tanzsaales einverstanden; die Anlage des nahen Gehölzes ist entschieden. Verzeihen Sie mir, daß ich Sie so lange in der Kälte aufgehalten habe."

Dies war der Abschied. Mique verbeugte sich und ging weg.

Die Dauphine grüßte sogleich alle Personen, welche in der Entfernung warteten, und diese zogen sich schleunigst zurück. Philipp glaubte, dieser Gruß betreffe auch ihn wie die Andern, und schon litt sein Herz, als die Prinzessin an ihm vorüberging und zu ihm sprach:

„Sie sagten, mein Herr, Ihre Schwester sei krank?"

„Wenn nicht krank, Madame, doch wenigstens angegriffen," erwiederte Philipp rasch.

„Angegriffen!" rief die Dauphine mit Theilnahme; „eine so schöne Gesundheit!"

Philipp verbeugte sich. Die junge Prinzessin warf ihm einen von jenen forschenden Blicken zu, wie man sie bei einem Mann von ihrem Stamm, einen Adlerblick genannt hätte. Dann nach einer Pause sagte sie:

„Erlauben Sie, daß ich ein wenig gehe, der Wind ist kalt."

Sie machte einige Schritte; Philipp blieb an seinem Platz.

„Wie! Sie folgen mir nicht," rief Marie Antoinette sich umwendend.

Philipp war mit zwei Sprüngen neben ihr.

„Warum haben Sie mich denn nicht früher von dem Zustand von Fräulein Andrée unterrichtet, für die ich mich interessirte?"

„Ach!" rief Philipp, „Eure Hoheit hat das rechte Wort gesprochen ... Eure Hoheit interessirte sich für meine Schwester ... aber nun ..."

„Ich interessire mich noch für sie, mein Herr ... doch mir scheint, Fräulein von Taverney hat meinen Dienst sehr frühzeitig verlassen."

„Die Nothdurft, Madame," sagte Philipp ganz leise.

„Wie! dieses Wort ist gräßlich; die Nothdurft! ... Erklären Sie mir dieses Wort, mein Herr."

Philipp antwortete nicht.

„Der Doctor Louis," fuhr die Dauphine fort, „hat mir erzählt, die Luft von Versailles sei nachtheilig für die Gesundheit von Fräulein von Taverney; diese Gesundheit würde sich durch den Aufenthalt im väterlichen Hause wiederherstellen ... Dies ist Alles, was man mir gesagt hat ... Ihre Schwester machte mir einen einzigen Besuch vor ihrer Abreise. Sie war bleich, sie war traurig; ich muß gestehen, daß sie viel Ergebenheit für mich bei diesem letzten Zusammensein kundgab, denn sie vergoß reichliche Thränen."

„Aufrichtige Thränen, Madame," sprach Philipp, dessen Herz gewaltig schlug, „Thränen, welche nicht vertrocknet sind."

„Ich glaubte zu sehen," fuhr die Prinzessin fort, „Ihr Herr Vater habe seine Tochter genöthigt, an den Hof zu gehen, und dieses Kind sehne sich ohne Zweifel nach Ihrer Heimath, irgend eine Zuneigung ..."

„Madame," entgegnete Philipp hastig, „meine Schwester sehnt sich nur nach Eurer Hoheit."

„Und sie leidet ... Eine seltsame Krankheit, welche von der Luft der Heimath geheilt werden sollte, und nun von der Luft der Heimath erschwert wird."

„Ich werde Eure Hoheit nicht täuschen," sagte

Philipp; „die Krankheit meiner Schwester ist ein tiefer Kummer, welcher sie in einen Zustand versetzt hat, der an die Verzweiflung grenzt. Fräulein von Taverney liebt jedoch nichts in der Welt, als Eure Hoheit und mich; doch sie fängt an, Gott allen Zuneigungen vorzuziehen, und bei der Audienz, um die ich nachzusuchen die Ehre gehabt habe, Madame, beabsichtigte ich, Sie um Ihre Protection in Beziehung auf diesen Wunsch meiner Schwester zu bitten."

Die Dauphine schaute empor.

„Sie will in ein Kloster treten, nicht wahr?"

„Ja, Madame."

„Und Sie werden das dulden, Sie, der Sie dieses Kind lieben?"

„Ich glaube ihre Lage vernünftig zu beurtheilen, Madame, und dieser Rath rührt von mir her. Ich liebe jedoch meine Schwester so sehr, daß mein Rath nicht verdächtig sein kann, und daß ihn die Welt nicht dem Geiz zuschreiben wird. Ich habe nichts dabei zu gewinnen, daß Andrée in's Kloster tritt, denn wir besitzen Beide nichts."

Die Dauphine blieb stehen, warf abermals verstohlen einen Blick auf Philipp und sprach dann:

„Das meinte ich so eben, als Sie mich nicht verstehen wollten, mein Herr; Sie sind nicht reich?"

„Eure Hoheit..."

„Keine falsche Scham, mein Herr; es handelt sich um das Glück dieses armen Mädchens; antworten Sie mir aufrichtig, wie ein ehrlicher Mann, was Sie sicherlich sind."

Das glänzende, redliche Auge von Philipp begegnete dem der Prinzessin und senkte sich nicht.

„Ich werde antworten, Madame," sprach er.

„Nun! will Ihre Schwester aus Nothdurft diese Welt verlassen? Sie spreche! Guter Gott! die Fürsten sind unglücklich... Gott hat ihnen ein Herz gegeben, das Mißgeschick zu beklagen, aber er hat ihnen jene hehre

Scharfsichtigkeit verweigert, die das Unglück unter dem Schleier der Verschämtheit erräth. Antworten Sie also offenherzig: ist es das?"

„Nein, Madame," antwortete Philipp mit Festigkeit; „doch meine Schwester wünscht in das Kloster von Saint-Denis einzutreten, und wir besitzen nur das Drittel der Mitgift."

„Die Mitgift beträgt sechzigtausend Livres!" rief die Prinzessin; „Sie haben also nur zwanzigtausend Livres?"

„Kaum, Madame; doch wir wissen, daß Eure Hoheit mit einem Wort und ohne die Börse zu ziehen, eine Kostgängerin in's Kloster bringen kann."

„Gewiß kann ich das."

„Das ist die einzige Gnade, um die ich Eure Hoheit zu bitten wage, wenn sie nicht schon Jemand ihre Vermittlung bei Frau Louise von Frankreich zugesagt hat."

„Sie versetzen mich in ein selsames Erstaunen," sprach Marie Antoinette; „wie! in meiner Nähe so viel edle Armuth! Ei! Oberster, es ist schlimm, daß man mich so getäuscht hat."

„Ich bin nicht Oberster, Madame," erwiederte Philipp mit sanftem Tone: „ich bin nichts als ein ergebener Diener Eurer Hoheit."

„Nicht Oberster, sagen Sie? Und seit wann?"

„Ich bin es nie gewesen, Madame."

„Der König hat in meiner Gegenwart ein Regiment für Sie versprochen ..."

„Dessen Patent nie ausgefertigt worden ist."

„Aber Sie hatten einen Grad ..."

„Den ich aufgegeben habe, weil ich in Ungnade gefallen bin, Madame."

„Warum?"

„Ich weiß es nicht."

„Oh!" rief die Dauphine mit tiefer Traurigkeit, „oh! der Hof!"

Da lächelte Philipp schwermüthig und sprach:

„Sie sind ein Engel des Himmels, Madame, und

ich bedaure es ungemein, daß ich nicht dem Hause Frankreich diene, um Gelegenheit zu haben, für Sie zu sterben."

Ein so lebhafter und so glühender Blitz zuckte in den Augen der Dauphine, daß Philipp sein Gesicht in seinen Händen verbarg. Die Prinzessin suchte ihn nicht einmal zu trösten, oder dem Gedanken zu entziehen, der ihn in diesem Augenblick beherrschte.

Stumm und mühsam athmend, entblätterte sie ein paar bengalische Rosen, die sie mit ihrer nervigen, unruhigen Hand von ihrem Stängel riß.

Philipp kam wieder zu sich und sprach:

„Wollen Sie mir vergeben, Madame."

Marie Antoinette erwiederte nichts auf diese Worte.

„Ihre Schwester wird schon morgen, wenn sie will, in Saint=Denis eintreten," sagte sie mit fieberhafter Hast, „und Sie, Sie stehen in einem Monat an der Spitze eines Regiments."

„Madame, wollen Sie noch die Gnade haben, mich in meinen letzten Erklärungen anzuhören?" erwiederte Philipp. „Meine Schwester nimmt die Wohlthat Eurer königlichen Hoheit an, ich muß sie ausschlagen."

„Sie schlagen es aus?"

„Ja, Madame, ich habe eine Schmach vom Hof erlitten... Die Feinde, die sie über mich verhängten, würden Mittel finden, mich noch stärker zu treffen, sollten sie mich höher gestellt sehen."

„Wie! selbst mit meiner Protection?"

„Besonders mit Ihrer huldreichen Protection, Madame," antwortete Philipp entschieden.

„Es ist wahr!" murmelte die Prinzessin erbleichend.

„Und dann, Madame; nein... ich vergaß, ich vergaß, indem ich mit Ihnen sprach, daß es kein Glück mehr auf Erden gibt;... ich vergaß, daß ich, in den Schatten zurückgetreten, diesen nicht mehr verlassen darf: im Schatten betet ein Mensch von Herz und erinnert sich."

Philipp sprach diese Worte mit einem Ton, der die Prinzessin beben machte.

„Es wird ein Tag kommen," sagte sie, „wo ich das Recht habe, auszusprechen, was ich in diesem Augenblick nur denken darf. Mein Herr, Ihre Schwester kann, wann es ihr beliebt, in Saint-Denis eintreten."

„Ich danke, Madame, ich danke."

„Was Sie betrifft . . . ich will, daß Sie eine Bitte an mich richten . . ."

„Aber, Madame . . ."

„Ich will es."

Philipp sah die behandschuhte Hand der Prinzessin sich gegen ihn senken; diese Hand blieb wie in der Erwartung schweben; vielleicht drückte sie den Willen aus.

Der junge Mann kniete nieder, nahm die Hand und legte langsam, mit angeschwollenem, zitterndem Herzen seine Lippen darauf.

„Lassen Sie Ihre Bitte hören," sagte die Dauphine so bewegt, daß sie ihre Hand nicht zurückzog.

Philipp beugte das Haupt. Eine Woge bitterer Gedanken überfluthete ihn, wie den Schiffbrüchigen im Sturm. . . . Er blieb einige Secunden stumm und unbeweglich, dann erhob er sich, entfärbt und die Augen erloschen, und sagte:

„Einen Paß, um Frankreich an dem Tag zu verlassen, an dem meine Schwester in das Kloster von Saint-Denis eintreten wird."

Die Dauphine wich wie erschrocken zurück; dann, als sie diesen ganzen Schmerz sah, den sie ohne Zweifel begriff, den sie vielleicht theilte, fand sie nichts Anderes zu erwiedern, als die beinahe unverständlichen Worte:

„Es ist gut!"

Und sie verschwand in einer Allee von Cypressen, den einzigen Bäumen, welche unversehrt ihr ewiges Blätterwerk, den Schmuck der Gräber, bewahrt hatten.

CLIX.

Das Kind ohne Vater.

Der Tag der Schmerzen, der Tag der Schmach nahte endlich heran. Trotz der immer häufigeren Besuche des Doctor Louis, trotz der liebevollen Sorgfalt und der Tröstungen von Philipp wurde Andrée von Stunde zu Stunde düsterer, wie die Verurtheilten, welche ihre letzte Stunde bedroht.

Der unglückliche Bruder fand zuweilen Andrée träumerisch und schauernd; ihre Augen waren trocken; ganze Tage kam kein Wort über ihre Lippen; dann stand sie oft plötzlich auf, ging zwei oder dreimal mit hastigen Schritten in ihrem Zimmer auf und ab, und versuchte es, wie Dido, sich aus sich selbst, das heißt, aus ihrem Schmerzen herauszuwerfen.

Eines Abends, als er sie bleicher, unruhiger sah, als er bemerkte, daß ihre Nerven mehr als gewöhnlich angegriffen waren, schickte Philipp zum Doctor und ließ ihn bitten, noch in der Nacht zu kommen.

Dies war am 29. November. Philipp hatte die Kunst geübt, das Wachen von Andrée sehr zu verlängern; er hatte sich mit ihr in die traurigsten, in die geheimsten Gegenstände des Gesprächs eingelassen, in diejenigen, welche das Mädchen fürchtete, wie der Verwundete die Annäherung einer rohen und schweren Hand für seine Wunde fürchtet.

Sie saßen beim Feuer, die Magd hatte, als sie nach Versailles ging, um den Doctor zu holen, die Läden zu schließen vergessen, so daß der Widerschein der Lampe sanft den Schneeteppich beleuchtete, den die erste Winterkälte auf dem Sand des Gartens ausgebreitet hatte.

Philipp ließ den Augenblick kommen, wo der Geist von Andrée sich zu beschwichtigen anfing; dann sagte er ohne Eingang:

„Liebe Schwester, hast Du endlich Deinen Entschluß gefaßt?“

„Worüber?“ erwiederte Andrée mit einem schmerzlichen Seufzer.

„Ueber . . . Dein Kind, meine Schwester.“

Andrée bebte.

„Der Augenblick naht heran,“ fuhr Philipp fort.

„Mein Gott!“

„Und ich würde mich nicht wundern, wenn morgen . . .“

„Morgen!“

„Heute sogar, liebe Schwester.“

Andrée wurde so bleich, daß Philipp erschrocken ihre Hand nahm und sie küßte.

Doch sie faßte sich sogleich wieder und sprach:

„Mein Bruder, ich werde gegen Dich nicht mit jener Heuchelei zu Werke gehen, welche gemeine Seelen entehrt. Das Vorurtheil des Guten ist bei mir mit dem Vorurtheil des Bösen vermischt. Was böse ist, kenne ich nicht mehr, seitdem ich dem, was gut ist, mißtraue. Beurtheile mich also nicht strenger, als man eine Tolle beurtheilt, wofern Du nicht lieber im Ernst die Philosophie nehmen willst, die ich Dir skizziren werde, und die der vollkommene, einzige Ausdruck meiner Gefühle, sowie der Inbegriff meiner Empfindungen ist.“

„Was Du auch sagen, was Du auch thun magst, Andrée, Du wirst immer für mich die theuerste, die geehrteste der Frauen sein.“

„Ich danke, mein einziger Freund. Ich darf wohl behaupten, daß ich dessen, was Du mir versprichst, nicht unwürdig bin. Philipp, ich bin Mutter; doch Gott hat gewollt, ich glaube es wenigstens,“ fügte sie erröthend bei, „daß die Mutterschaft bei dem Geschöpf ein dem der Befruchtung bei der Pflanze ähnlicher Zustand sein soll. Die Frucht kommt erst nach der Blüthe. Während des Blühens hat sich die Pflanze vorbereitet, umwandelt; denn die Blüthe ist nach meiner Ansicht die Liebe.“

„Du hast Recht, Andrée."

„Ich!" fuhr das Mädchen lebhaft fort... „ich habe weder Vorbereitung, noch Umwandlung gekannt; ich bin eine Abweichung von der Regel; ich habe nicht geliebt, ich habe nicht gewünscht; bei mir sind Geist und Herz so jungfräulich als der Körper... Und dennoch! ... trauriges Wunder ... was ich nicht gewünscht, was ich nicht einmal geträumt habe, schickt mir Gott, er, der nie Früchte dem Baum gegeben hat, der unfruchtbar zu bleiben geschaffen war ... Wo sind bei mir die Fähigkeiten, die Instincte, wo sind sogar die Mittel?... Die Mutter, welche Geburtsschmerzen leidet, kennt und würdigt ihr Loos; ich weiß nichts, ich zittere, zu denken, ich gehe diesem letzten Tag entgegen, als ob ich auf's Schaffot ginge... Philipp, ich bin verdammt!..."

„Andrée, meine Schwester!"

„Philipp," fuhr sie mit unbeschreiblicher Heftigkeit fort, „fühle ich nicht, daß ich dieses Kind hasse?... Oh! ja, ich hasse es; mein ganzes Leben, wenn ich fortlebe, Philipp, werde ich mich des Tages erinnern, wo unter meinem Herzen zum ersten Mal der Todfeind erwachte, den ich in mir trage; ich schauere noch, wenn ich mich erinnere, daß das, den Müttern so süße, Leben dieses unschuldigen Geschöpfes in meinem Blut ein Fieber des Zorns entzündete und die Gotteslästerung auf meine bis dahin so reinen Lippen steigen machte. Philipp, ich bin eine schlechte Mutter! Philipp, ich bin verflucht!"

„Im Namen des Himmels, gute Andrée, beruhige Dich; verwirre Dein Herz nicht durch Deinen Geist. Dieses Kind ist Dein Leben und das Blut Deines Herzens; dieses Kind, ich liebe es, denn es kommt von Dir."

„Du liebst es!" rief sie wüthend und leichenbleich... „Du wagst es, mir zu sagen, Du liebest meine Schande und die Deinige; Du wagst es, mir zu erklären, Du liebest diese Erinnerung an ein Verbrechen, diese Darstellung des feigen Verbrechens ... Wohl! Philipp, ich habe es Dir

gesagt, ich bin nicht feig, ich bin nicht falsch; ich hasse das Kind, weil es nicht mein Kind ist und ich es nicht gerufen habe! Ich verwünsche es, weil es vielleicht seinem Vater gleichen wird . . . Sein Vater! oh! ich werde eines Tags sterben, während ich diesen gräßlichen Namen ausspreche! Mein Gott!" rief sie, indem sie sich auf die Kniee warf, „ich kann dieses Kind nicht bei seiner Geburt tödten, denn Du hast ihm Leben gegeben . . . Ich konnte mich nicht selbst tödten, während ich es unter dem Herzen trug, denn Du hast den Selbstmord wie den Mord verpönt; doch ich bitte Dich, ich flehe Dich an, ich beschwöre Dich, wenn Du gerecht bist, mein Gott, wenn Du Dich des Jammers dieser Welt erbarmst, wenn Du nicht beschlossen hast, daß ich vor Verzweiflung sterben soll, nachdem ich von Schmach und Thränen gelebt habe, mein Gott! nimm dieses Kind wieder zu Dir, mein Gott! tödte dieses Kind! mein Gott! befreie mich! räche mich!"

Schrecklich in ihrem Zorn und erhaben in ihrem Aufschwung zu Gott, schlug sie ihre Stirne an das marmorne Gesimse, trotz des Widerstrebens von Philipp, der sie in seine Arme schloß.

Plötzlich öffnete sich die Thüre: die Magd kehrte mit dem Doctor zurück, der mit dem ersten Blick die ganze Scene errieth.

„Madame," sagte er mit jener Ruhe des Arztes, welche stets den Einen den Zwang, den Anderen die Unterwerfung auferlegt; „Madame, übertreiben Sie sich nicht die Schmerzen der Arbeit, welche bald eintreten muß. Ihr," sprach er zu der Magd, „haltet Alles bereit, was ich Euch unter Weges genannt habe."

„Sie," sagte er zu Philipp, „seien Sie vernünftiger, als Madame, und verbinden Sie, statt ihre Befürchtungen oder Schwächen zu theilen, Ihre Ermahnungen mit den meinigen."

Andrée erhob sich beinahe beschämt . . . Philipp setzte sie in einen Lehnstuhl.

Man sah nun die Kranke erröthen und sich mit einem

schmerzlichen Zusammenziehen zurückwerfen; ihre Hände klammerten sich krampfhaft an den Fransen des Lehnstuhls an, und die erste Klage ging über ihre bleichen Lippen.

„Dieser Schmerz, dieser Fall, dieser Zorn haben die Krise beschleunigt," sagte der Doctor. „Begeben Sie sich in Ihr Zimmer, Herr von Taverney, und Muth gefaßt!"

Das Herz angeschwollen, stürzte Philipp auf Andrée zu, welche gehört hatte, zitterte und sich trotz ihres Schmerzes erhob, um ihre Arme um den Hals ihres Bruders zu schlingen.

Sie umschlang ihn kräftig, drückte ihre Lippen auf die kalte Wange des jungen Mannes und sagte ganz leise:

„Lebe wohl! . . . lebe wohl! . . . lebe wohl! . . ."

„Doctor! Doctor!" rief Philipp in Verzweiflung, „hören Sie?"

Louis trennte die zwei Unglücklichen mit sanfter Gewalt, setzte Andrée wieder in den Lehnstuhl, führte Philipp in sein Zimmer, schob die Riegel vor, welche das Zimmer von Andrée bewachten, schloß Vorhänge und Thüren und begrub so, sie zusammendrängend, diese ganze Scene, welche vom Arzte zur Frau, von Gott zu Beiden vorgehen sollte.

Um drei Uhr Morgens öffnete der Doctor die Thüre, hinter der Philipp weinte und flehte, und sprach:

„Ihre Schwester hat einen Sohn geboren."

Philipp faltete die Hände.

„Treten Sie nicht ein," sagte der Arzt, „sie schläft."

„Sie schläft . . . oh! Doctor, ist es auch wahr, daß sie schläft?"

„Wenn es anders wäre, mein Herr, würde ich es Ihnen sagen: Ihre Schwester hat einen Sohn geboren; doch dieser Sohn hat seine Mutter nicht verloren . . . Sehen Sie übrigens selbst."

Philipp streckte den Kopf vor.

„Hören Sie sie athmen?"

„Oh! ja, ja," murmelte Philipp, den Arzt umarmend.

„Sie wissen nun, daß wir eine Amme bestellt haben. Ich habe sie, als ich am Point-du-Jour vorbeikam, wo diese Frau wohnt, benachrichtigt, damit sie sich bereit halten sollte... Doch Sie allein können sie hierher bringen... Sie allein darf man sehen... Benützen Sie den Schlaf der Kranken und gehen Sie mit dem Wagen ab, der mich gebracht hat."

„Aber Sie, Doctor, Sie?"

„Ich habe auf der Place-Royal einen verzweifelten Kranken und will die Nacht vollends an seinem Bett zubringen, um die Anwendung der Mittel und ihre Wirkung zu überwachen."

„Die Kälte, Doctor."

„Ich habe meinen Mantel."

„Die Stadt ist unsicher."

„Zwanzigmal hat man mich seit zwanzig Jahren in der Nacht angehalten: ich antwortete stets: „„Mein Freund, ich bin Arzt und begebe mich zu einem Kranken... Wollt Ihr meinen Mantel? nehmt ihn; doch tödtet mich nicht, denn ohne mich wird mein Kranker sterben."" Und bemerken Sie wohl, dieser Mantel hat zwanzig Dienstjahre. Die Diebe haben mir ihn stets gelassen."

„Guter Doctor! ... Morgen, nicht wahr?"

„Morgen um acht Uhr bin ich hier. Gott befohlen."

Der Doctor gab der Magd einige Vorschriften und schärfte ihr besonders viel Wachsamkeit bei der Kranken ein. Er wollte das Kind neben seiner Mutter liegen lassen. Philipp, der sich der letzten Kundgebungen seiner Schwester erinnerte, bat ihn, es zu entfernen.

Louis brachte das Kind selbst in das Zimmer der Magd und ging dann durch die Rue Montorgueil weg, während der Fiacre Philipp nach dem Roule brachte.

Die Magd entschlummerte im Lehnstuhl neben ihrer Gebieterin.

CLX.

Die Entwendung.

In den Zwischenräumen des erquickenden Schlafes, der auf große Anstrengungen folgt, scheint der Geist eine doppelte Macht erlangt zu haben: die Fähigkeit, das Wohlbehagen der Lage zu schätzen, und die Fähigkeit, über dem Körper zu wachen, dessen Lähmung dem Tode ähnlich ist.

Zum Gefühl des Lebens zurückgekehrt, öffnete Andrée die Augen und sah an ihrer Seite die schlummernde Magd. Sie hörte das muntere Geknister des Herdes und bewunderte das Stillschweigen des Zimmers, wo Alles wie sie ruhte.

Diese Einsicht war nicht ganz das Wachen und ebenso wenig war es ganz der Schlaf. Andrée fand ein Vergnügen daran, diesen Zustand der Unentschiedenheit, milder Schläfrigkeit zu verlängern; sie ließ die Ideen, eine nach der andern, in ihrem ermüdeten Gehirn wiedererstehen, als hätte sie den raschen Einbruch ihrer vollen Vernunft befürchtet.

Plötzlich gelangte ein entferntes, schwaches, kaum bemerkbares Wimmern durch die dicke Scheidewand an ihr Ohr.

Dieses Wimmern versetzte Andrée wieder in jenes Leben, unter dem sie so sehr gelitten hatte. Es verlieh ihr wieder jene gehässige Bewegung, welche seit einigen Monaten ihre Unschuld und ihre Herzensgüte trübte, wie der Stoß einen Trank in den Gefäßen trübt, worin die Hefe schlummert.

Von diesem Augenblick gab es für Andrée keinen Schlaf, keine Ruhe mehr; sie erinnerte sich, sie haßte.

Doch die Kraft der Empfindungen entspricht gewöhn-

lich den körperlichen Kräften. Andrée fand jene Stärke nicht mehr, die sie in der Scene am Abend mit Philipp geoffenbart hatte.

Das Geschrei des Kindes traf Anfangs ihr Gehirn wie ein Schmerz, dann wie eine Beengung. Sie kam dazu, daß sie sich fragte, ob Philipp, indem er das Kind mit seiner gewöhnlichen Zartheit entfernt habe, nicht der Vollstrecker eines etwas grausamen Willens gewesen sei.

Der Gedanke an das Böse, das man einem Geschöpf wünscht, widerstrebt dem Innern nie so sehr, als das Schauspiel des Bösen. Andrée, die dieses unsichtbare Kind, diese Idealität verfluchte, Andrée, welche den Tod des Kleinen wünschte, wurde verletzt, als sie den unglücklichen Knaben schreien hörte.

„Das Kind leidet," dachte sie; und sogleich antwortete sie sich: „Warum sollte ich mich für seine Leiden interessiren . . . ich . . . das unglücklichste der menschlichen Geschöpfe!"

Das Kind stieß abermals einen schärferen, schmerzlicheren Schrei aus. Da bemerkte Andrée, daß diese Stimme in ihr eine unruhige Stimme zu erwecken schien, und sie fühlte ihr Herz wie durch ein unsichtbares Band zu dem verlassenen, seufzenden Wesen hingezogen.

Was Andrée geahnet hatte, verwirklichte sich. Die Natur hatte eine ihrer Vorbereitungen vollbracht; der körperliche Schmerz, dieses mächtige Band, hatte das Herz der Mutter gleichsam an die geringste Bewegung ihres Kindes gelöthet. „Dieses Kind," dachte Andrée, „diese arme Waise, die in diesem Augenblick schreit, soll nicht um Rache gegen mich zum Himmel schreien. Gott hat in diese kleinen, kaum aus dem Schooße hervorgegangenen Geschöpfe die beredteste der Stimmen gelegt! . . . Man kann sie tödten, das heißt, man kann sie vom Leiden befreien; aber man hat nicht das Recht, eine Marter über sie zu verhängen . . . Hätte man das Recht hiezu, so würde ihnen Gott nicht so zu klagen gestattet haben."

Andrée erhob den Kopf und wollte ihrer Magd rufen; doch ihre schwache Stimme war nicht im Stande, die robuste Bäuerin zu wecken: schon wimmerte das Kind nicht mehr.

„Ohne Zweifel,“ dachte Andrée, „ohne Zweifel ist die Amme gekommen, denn ich höre das Geräusch der ersten Thüre ... Ja, man geht im nächsten Zimmer ... und das kleine Geschöpf klagt nicht mehr; ein seltsamer Schutz breitet sich schon über ihm aus und beschwichtigt seinen ungestalten Verstand. Oh! diejenige ist also die Mutter, welche für das Kind Sorge trägt ... Für einige Thaler wird das Kind, das aus meinem Schooße hervorgegangen ist, eine Mutter finden; und später, wenn es an mir vorübergeht, die ich so viel gelitten, an mir, deren Leben ihm das Leben bereitet hat, wird dieses Kind mich nicht anschauen, und: Meine Mutter! zu einer Lohndienerin sagen, welche edelmüthiger in ihrer eigennützigen Liebe ist, als ich in meinem gerechten Groll.

„Das soll nicht so sein ... ich habe gelitten, ich habe das Recht erkauft, diesem Geschöpf in's Gesicht zu sehen; ich habe das Recht, es zu nöthigen, mich wegen meiner Sorge zu lieben und mich wegen meiner Schmerzen und meines Opfers zu achten.“

Sie machte eine entschiedenere Bewegung, raffte ihre Kräfte zusammen und rief:

„Marguerite! Marguerite!“

Die Magd erwachte schwerfällig und ohne sich von dem Stuhle zu rühren, an den sie eine beinahe lethargische Schlafsucht gefesselt hielt.

„Hört Ihr mich?“ sagte Andrée.

„Ja, Madame, ja,“ sprach Marguerite, welche nun zu begreifen anfing.

Und sie näherte sich dem Bette.

„Will Madame trinken?“

„Nein.“

„Madame will vielleicht wissen, wie viel Uhr es ist?“

Nein, nein," erwiederte Andrée, ohne daß ihre Augen die Thüre des anstoßenden Zimmers verließen.

„Ah! ich begreife . . . Madame will wissen, ob ihr Bruder zurückgekommen ist?"

Man sah Andrée gegen ihren Wunsch mit der ganzen Schwäche einer hoffärtigen Seele, mit der ganzen Energie eines warmen und edlen Herzens kämpfen.

„Ich will," stammelte sie endlich, „ich will . . . Oeffnet diese Thüre, Marguerite."

„Ja, Madame . . . Ah! wie es da kalt hereinkommt! . . . Der Wind, Madame! . . . Welch ein Wind! . . ."

Der Wind fing sich in der That im Zimmer von Andrée und machte die Flammen der Kerze und der Nachtlampe flackern.

„Die Amme wird eine Thüre oder ein Fenster offen gelassen haben. Seht nach, Marguerite, seht nach . . . Das Kind muß kalt haben."

Marguerite wandte sich nach dem anstoßenden Zimmer.

„Ich will es zudecken, Madame," sagte sie.

„Nein, nein!" murmelte Andrée mit kurzer, stockender Stimme, „bringt es mir."

Marguerite blieb mitten im Zimmer stehen und entgegnete:

„Madame, Herr Philipp hat befohlen, das Kind dort zu lassen, ohne Zweifel aus Furcht, Madame zu belästigen oder eine Erschütterung bei ihr zu verursachen."

„Bringt mir mein Kind!" rief die junge Mutter mit einem Erguß, der ihr Herz brechen mußte; denn aus ihren Augen, welche unter den Leiden trocken geblieben waren, stürzten zwei Thränen, über die im Himmel die guten Schutzengel der kleinen Kinder lächeln mußten.

Marguerite eilte ins andere Zimmer. Andrée setzte sich auf und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

Die Magd kehrte sogleich mit erstauntem Gesicht zurück.

„Nun?“ fragte Andrée.

„Madame, es ist also Jemand hier gewesen?“

„Wie, Jemand?... Wer?...“

„Madame, das Kind ist nicht mehr da.“

„Ich habe allerdings vorhin Geräusch, Tritte gehört,“ sagte Andrée... „Die Amme wird gekommen sein, während wir schliefen; sie wollte Euch nicht aufwecken... Aber mein Bruder, wo ist er? Seht in seinem Zimmer nach.“

Marguerite lief in das Zimmer von Philipp. Niemand!...

„Das ist seltsam,“ sagte Andrée mit einem Herzklopfen, „sollte mein Bruder schon wieder ausgegangen sein, ohne mich zu sehen?“

„Ah! Madame,“ rief plötzlich die Magd.

„Was gibt es?“

„Man hat die Hausthüre geöffnet!“

„Seht nach! seht nach!“

„Herr Philipp kommt zurück. Treten Sie ein, treten Sie ein!“

Philipp kam in der That. Hinter ihm trat eine in einen groben Mantel von gestreiftem Wollenzeug gehüllte Bäuerin mit jenem wohlwollenden Lächeln ein, mit dem der Lohndiener jede neue Herrschaft begrüßt.

-„Meine Schwester! meine Schwester! hier bin ich,“ sagte Philipp, rasch im Zimmer erscheinend.

„Guter Bruder!... wie viel Mühe, wie viel Sorgen verursache ich Dir! Ah! da ist die Amme! Ich befürchtete sehr, sie wäre weggegangen.“

„Weggegangen?... sie kommt erst.“

„Sie kommt zurück, willst Du sagen. Nein... ich habe sie wohl vorhin gehört, so leise und sachte sie auch gegangen ist.“

„Ich weiß nicht, was Du meinst, meine Schwester; Niemand...“

„Oh! ich danke Dir, Philipp,“ sprach Andrée, indem sie ihn an sich zog und auf jedes Wort einen besonderen

Nachdruck legte; „ich danke Dir, daß Du mich so gut errathen hast und dieses Kind, nicht ohne daß ich es gesehen, geküßt, fortnehmen wolltest!... Philipp, Du kennst mein Herz... Ja, ja, sei unbesorgt, ich werde mein Kind lieben."

Philipp nahm die Hand von Andrée und bedeckte sie mit Küssen.

„Sage der Amme, sie soll es mir zurückgeben," fügte die junge Mutter bei.

„Aber, mein Herr," sprach die Magd, „Sie wissen wohl, daß das Kind nicht mehr da ist."

„Wie! was sagt Ihr?" rief Philipp.

Andrée schaute ihren Bruder mit erschrockenen Augen an.

Der junge Mann lief nach dem Bett der Magd; er suchte, fand nichts und stieß einen furchtbaren Schrei aus.

Andrée folgte seinen Bewegungen im Spiegel; sie sah ihn bleich, die Arme schlaff, zurückkehren, sie begriff einen Theil der Wahrheit, antwortete wie ein Echo mit einem Seufzer auf den Schrei ihres Bruders und sank bewußtlos auf ihr Kopfkissen zurück.

Philipp war weder auf dieses neue Unglück, noch auf diesen ungeheuren Schmerz gefaßt, doch er raffte seine ganze Energie zusammen und rief Andrée durch Liebkosungen, durch Tröstungen und Thränen in's Leben zurück.

„Mein Kind!" flüsterte Andrée, „mein Kind!"

„Retten wir die Mutter," sagte Philipp zu sich selbst. „Meine Schwester, meine gute Schwester, wir sind alle verrückt, wie es scheint; wir vergessen, daß der gute Doctor das Kind mitgenommen hat?"

„Der Doctor!" rief Andrée mit dem Schmerz des Zweifels, mit der Freude der Hoffnung.

„Ja wohl, ja wohl... Ah! man verliert ganz den Kopf hier."

„Philipp! Du schwörst mir?..."

„Liebe Schwester, Du bist nicht vernünftiger, als ich?... Wie soll denn dieses Kind verschwunden sein?"

Und er heuchelte ein Gelächter, das Amme und Magd ansteckte.

Andrée belebte sich wieder.

„Doch ich hörte ...“ sagte sie.

„Was?“

„Tritte.“

Philipp schauerte.

„Unmöglich, Du schliefst.“

„Nein! nein! ich war sehr wach; ich habe gehört! ... ich habe gehört! ...“

„Nun? Du hast den guten Doctor gehört, der hinter mir, weil er für die Gesundheit des Kindes befürchtete, zurückgekommen und das Kind mit fortgenommen haben wird ... er sprach auch mit mir davon.“

„Du beruhigst mich.“

„Warum sollte ich Dich nicht beruhigen, das ist so einfach.“

„Aber was thue ich hier?“ fragte die Amme.

„Es ist richtig ... Der Doctor erwartet Euch in Eurem Hause.“

„Oh!“

„Bei sich also.“

„Diese Marguerite schlief so fest, daß sie nichts von dem, was der Doctor gesagt hat, gehört haben wird, oder hat der Doctor nichts sagen wollen.“

Andrée wurde ruhiger nach dieser furchtbaren Erschütterung.

Philipp entließ die Amme und schickte die Magd mit einem Befehle weg.

Dann nahm er eine Lampe, untersuchte sorgfältig die anstoßende Thüre, fand eine Thüre, die nach dem Garten ging, offen, sah Fußstapfen im Schnee und folgte diesen Fußstapfen bis zur Gartenthüre, wo sie ausmündeten.

„Männertritte!“ rief er, „das Kind ist entwendet worden! wehe! wehe!“

CLXI.

Das Dorf Haramont.

Diese Fußstapfen im Schnee waren die von Gilbert, der seit seiner letzten Zusammenkunft mit Balsamo seinem Spähergeschäft oblag und sich zu seiner Rache vorbereitete.

Es hatte ihn nichts große Mühe gekostet. Durch viele süße Worte und kleine Gefälligkeiten war es ihm gelungen, sich nicht nur eine Anfnahme bei der Haushälterin von Rousseau zu verschaffen, sondern sich sogar bei ihr beliebt zu machen. Das Mittel war einfach. Von den dreißig Sous täglich, welche Rousseau seinem Abschreiber aussetzte, erhob der mäßige Gilbert dreimal wöchentlich einen Livre, den er zum Ankauf eines für Therese bestimmten Geschenkes verwendete. Bald war dies ein Band für ihre Haube, bald irgend ein Naschwerk, oder eine Flasche süßer Wein. Empfänglich für Alles, was ihrem Geschmacke oder ihrer kleinen Eitelkeit schmeichelte, hätte sich die gute Dame am Ende mit den Ausrufungen begnügt, welche Gilbert bei Tische von sich gab, um ihr culinarisches Talent zu loben.

Es war nämlich dem Genfer Philosophen gelungen, seinem jungen Schützling Zulassung bei Tisch zu verschaffen, und seit den zwei letzten Monaten hatte sich Gilbert, so begünstigt, zwei Louis d'or zu seinem Schatz gesammelt, der neben den zwanzigtausend Livres von Balsamo unter dem Strohsack ruhte.

Doch welches Dasein! welche Starrheit in der Richtung des Benehmens und des Willens! Gilbert stand bei Tagesanbruch auf und fing damit an, daß er mit seinem untrüglichen Auge die Lage von Andrée untersuchte, um die geringste Veränderung zu erkennen, welche in der so

düsteren und so regelmäßigen Existenz der Klausnerin eingetreten sein könnte.

Nichts entging dann seinem Blick: weder der Sand im Garten, auf dem sein durchdringendes Auge die Eindrücke des Fußes von Andrée maß, noch die Falte der mehr oder minder hermetisch geschlossenen Vorhänge, deren theilweise Oeffnung für Gilbert ein sicheres Anzeichen von der Laune der Gebieterin war; denn in ihren Tagen des Hinschmachtens entzog sich Andrée sogar dem Anblick des Sonnenlichts ... Auf diese Art wußte Gilbert, was in der Seele und was im Hause vorging.

Er hatte auch Mittel gefunden, sich alle Schritte von Philipp zu erklären, und mit der Berechnung, die er zu machen wußte, täuschte er sich weder über die Absicht beim Ausgang, noch über den Erfolg bei der Rückkehr.

Er trieb sogar seine ängstliche Späherei so weit, daß er Philipp folgte, als er den Doctor Louis in Versailles aufsuchte. Dieser Besuch in Versailles beunruhigte wohl ein wenig in seinen Gedanken den Späher; als er aber zwei Tage nachher den Doctor heimlich durch die Rue Coq-Héron in den Garten schleichen sah, begriff er, was zwei Tage vorher ein Geheimniß für ihn gewesen war.

Gilbert wußte jedes Datum, und es war ihm folglich nicht unbekannt, daß der Augenblick, der alle seine Hoffnungen verwirklichen sollte, herannahte. Er hatte so viel Vorsichtsmaßregeln getroffen, als man braucht, um den Erfolg eines von Schwierigkeiten strotzenden Unternehmens zu sichern. Man höre, wie sein Plan entworfen war.

Die zwei Louis d'or dienten ihm dazu, daß er im Faubourg Saint-Denis ein Cabriolet mit zwei Pferden miethete. Dieser Wagen sollte am Tag, wo er ihn verlangen würde, zu seiner Verfügung stehen.

Gilbert hatte überdies während eines Urlaubs von drei bis vier Tagen, den er genommen, die Umgegend von Paris durchforscht. Während dieses Urlaubs hatte er auch eine kleine Stadt im Soissonnais besucht, die achtzehn Meilen

von Paris entfernt und von einem ungeheuren Wald umgeben war.

Dieses Städtchen hieß Villers-Cotterets. Sobald er daselbst ankam, begab er sich zu Meister Niquet, dem einzigen Notar des Ortes.

Gilbert stellte sich dem genannten Notar als der Sohn des Verwalters eines vornehmen Herrn vor. Dieser vornehme Herr war wohlwollend für das Kind von einer seiner Bäuerinnen gesinnt, und hatte Gilbert beauftragt, eine Amme für dieses Kind zu suchen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach würde sich die Freigebigkeit des vornehmen Herrn nicht auf die Monate beschränken, wo das Kind bei der Amme wäre, sondern er würde überdies in die Hände von Meister Niquet noch eine weitere Summe niederlegen.

Da bezeichnete ihm Meister Niquet, der der Besitzer von drei schönen Jungen war, in einem eine Meile von Villers-Cotterets gelegenen Dörfchen, Namens Haramont, die Tochter der Amme seiner drei Söhne, welche, nachdem sie sich gesetzlich in seiner Schreibstube verheirathet hatte, das Gewerbe ihrer Frau Mutter fortführte.

Diese brave Frau hieß Madeleine Pitou und erfreute sich eines Sohnes von vier Jahren, der alle Symtome einer guten Gesundheit bot; sie hatte überdies abermals geboren, und stand so zur Verfügung von Gilbert an dem Tag, wo es ihm ihr den Säugling zu bringen oder zu schicken belieben würde.

Nachdem alle diese Anordnungen getroffen waren, kehrte Gilbert, stets pünktlich, zwei Stunden vor Ablauf des erbetenen Urlaubs nach Paris zurück.

Man wird uns nun fragen, warum Gilbert das Städtchen Villers-Cotterets im Vorzug vor einer andern Stadt gewählt habe. Hiebei, wie unter andern Umständen, handelte Gilbert unter dem Einfluß von Rousseau.

Rousseau nannte eines Tages den Wald von Villers-Cotterets als einen der reichsten in Beziehung auf Vegetation, den es gebe, und in diesem Wald führte er drei

bis vier wie Nester im tiefsten Dunkel des Blätterwerks verborgene Dörfer an.

Es war folglich unmöglich, das Kind von Gilbert in einem dieser Dörfer zu entdecken.

Haramont besonders war Gilbert entsprechend erschienen, obgleich Rousseau, der Menschenfeind, Rousseau der Einsiedler, jeden Augenblick wiederholte:

„Haramont ist das Ende der Welt; Haramont ist die Wüste: man kann dort leben und sterben, wie der Vogel, auf dem Zweig, so lange er lebt, unter dem Blatt, wenn er stirbt."

Gilbert hörte auch den Philosophen die Einzelnheiten vom Innern der Hütte zeichnen und mit jenen Feuerzügen, womit er die Natur belebte, Alles, vom Lächeln der Amme bis zum Blöken der Ziege, von dem Appetit erregenden Geruch der rohen Kohlsuppen bis zu den Düften der wilden Maulbeerbäume und des veilchenartigen Heidekrauts, schildern.

„Dorthin werde ich gehen," sagte Gilbert zu sich selbst; „mein Kind soll unter dem Schatten groß werden, wo der Meister Wünsche und Seufzer ausgeathmet hat."

Für Gilbert war eine Phantasie eine unveränderliche Regel, besonders wenn sich diese Phantasie unter dem Anschein moralischer Nothwendigkeit darbot.

Seine Freude war also groß, als Meister Niquet, seinen Wünschen entgegengekommend, ihm Haramont als ein Dorf nannte, das seinen Absichten entspreche.

Sobald Gilbert nach Paris zurückgekehrt war, beschäftigte er sich mit dem Cabriolet.

Das Cabriolet war nicht schön, wohl aber solid, und mehr brauchte es nicht. Die Pferde waren untersetzte Thiere aus dem Perche; der Postillon ein plumper Stalltölpel; doch für Gilbert war es die Hauptsache, ans Ziel zu gelangen und besonders keine Neugierde zu erregen.

Seine Fabel hatte übrigens Meister Niquet durchaus kein Mißtrauen eingeflößt; mit seinen neuen Kleidern sah er gefällig genug aus, um dem Sohn eines Verwalters

von gutem Haus zu gleichen, oder einem verkleideten Kammerdiener eines Herzogs oder eines Pair.

Seine Mittheilung flößte ebenso wenig Mißtrauen dem Kutscher ein, denn es war dies die Zeit der Vertraulichkeiten zwischen Volk und Edelmann; man empfing damals das Geld mit einer gewissen Dankbarkeit, und ohne Erkundigungen einzuziehen.

Dabei waren in jener Zeit zwei Louis d'or so viel werth, als jetzt vier, und vier Louis d'or gewinnt man auch in unsern Tagen immerhin gern.

Der Kutscher machte sich also verbindlich, wenn er zwei Stunden zuvor in Kenntniß gesetzt würde, den Wagen Gilbert zur Verfügung zu stellen.

Dieses Unternehmen hatte für den jungen Mann alle die Reize, welche die Einbildungskraft der Dichter und die Phantasie der Philosophen den schönen Dingen und den schönen Entschlüssen leihen. Das Kind einer grausamen Mutter entziehen, das heißt, Schmach und Trauer im Lager der Feinde ausstreuen; dann mit verändertem Gesicht in eine Hütte bei tugendhaften Landleuten, wie sie Rousseau schilderte, eintreten und auf eine Wiege eine bedeutende Summe niederlegen; wie ein Schutzgott von diesen armen Leuten betrachtet werden; für einen vornehmen Mann gelten ... das war mehr, als es brauchte, um den Stolz, den Groll, die Nächstenliebe, den Haß gegen die Feinde zu befriedigen.

Endlich kam der unselige Tag. Er folgte auf zehn andere Tage, welche Gilbert in Bangigkeiten, auf zehn Nächte, die er schlaflos zugebracht hatte. Trotz der strengen Kälte lag er bei offenem Fenster im Bett, und jede Bewegung von Andrée oder von Philipp correspondirte mit seinem Ohr, wie mit der Klingel die Hand, welche an der Schnur zieht.

Er sah an diesem Tag Philipp und Andrée am Kamin mit einander reden: er sah die Magd, welche die Läden zu schließen vergaß, hastig nach Versailles gehen. Er lief sogleich zu seinem Kutscher, um ihn zu benachrichtigen,

blieb vor dem Stall während der ganzen Zeit, da man anspannte, biß sich in die Hände und preßte seine Füße krampfhaft auf das Pflaster, um die Ungeduld zu unterdrücken. Endlich bestieg der Postillon sein Pferd und Gilbert sprang in das Cabriolet, das er an der Ecke einer öden Gasse, in der Nähe der Halle, halten ließ.

Dann kehrte er zu Rousseau zurück, schrieb einen Brief des Abschieds an den guten Philosophen, einen des Dankes an Therese, und meldete Beiden, eine kleine Erbschaft rufe ihn nach dem Süden, doch er würde wieder kommen . . . Alles ohne bestimmte Anzeige. Sein Geld in seiner Tasche, sein langes Messer in seinem Aermel, wollte er sich hierauf an der Röhre in den Garten hinablassen, als ihn ein Gedanke zurückhielt. Der Schnee! . . . Seit drei Tagen zu sehr umhergetrieben, hatte Gilbert nicht hieran gedacht. Auf dem Schnee würde man seine Spuren sehen . . . . Da diese Spuren nach dem Hause von Rousseau zuliefen, so würden Philipp und Andrée ohne allen Zweifel Nachforschungen anstellen lassen, und da die Entwendung des Kindes mit dem Verschwinden von Gilbert zusammenträfe, so müßte dieses ganze Geheimniß entdeckt werden.

Es war also durchaus nothwendig, den Weg durch die Rue Coq-Héron zu machen und durch die kleine Gartenthüre hineinzugehen, für welche Gilbert seit einem Monat einen Hauptschlüssel besaß, eine Thüre, von der ein gebahnter Pfad ausging, wo folglich seine Füße keine Spuren zurücklassen würden.

Er verlor keinen Augenblick und kam gerade in der Stunde an, wo der Fiacre, der den Doctor Louis brachte, vor dem Haupteingang des kleinen Hotels hielt.

Gilbert öffnete vorsichtig die Thüre, sah Niemand und verbarg sich an der Ecke des Pavillon beim Treibhaus.

Es war eine furchtbare Nacht; er konnte Alles hören; Seufzen, Stöhnen, durch die Qualen entrissenes Geschrei; er hörte sogar das erste Gewimmer des Sohnes, der ihm geboren worden war.

Auf den kahlen Stein gelehnt, empfing er, ohne es

zu fühlen, allen Schnee, der klein und dicht vom schwarzen Himmel fiel. Sein Herz klopfte am Heft des Messers, das er verzweiflungsvoll an seine Brust preßte. Sein starres Auge hatte die Farbe des Bluts, das Licht des Feuers.

Endlich kam der Doctor heraus; endlich wechselte Philipp die letzten Worte mit dem Doctor.

Da näherte sich Gilbert dem Laden, seine Spur auf dem Schneeteppich bezeichnend, der unter seinen Füßen bis an die Knöchel krachte. Er sah Andrée in ihrem Bett schlummern, Marguerite im Lehnstuhl eingeschlafen; er suchte das Kind bei seiner Mutter, erblickte es aber nicht.

Er begriff sogleich, wandte sich nach der Thüre der Freitreppe, öffnete sie nicht ohne ein Geräusch, das ihn erschreckte, drang bis zum Bett, das Nicole als Lager gedient hatte, und legte tappend seine eisigen Finger auf das Gesicht des armen Kindes, dem der Schmerz die Schreie entriß, welche Andrée hörte.

Dann wickelte er das neugeborene Kind in eine wollene Decke und trug es fort, wobei er die Thüre halb offen ließ, um das so gefährliche Geräusch nicht zu wiederholen.

Eine Minute nachher erreichte er die Straße durch den Garten; er lief nach seinem Cabriolet, jagte den Postillon heraus, der unter dem Verdeck eingeschlafen war, schloß den ledernen Vorhang, während jener zu Pferde stieg, und rief:

„Einen halben Louis d'or für Dich, wenn wir in einer Viertelstunde vor der Barrière sind."

Gut gegrifft, schlugen die Pferde sogleich einen Galopp an.

CLXII.

Die Familie Pitou.

Auf dem Weg erschreckte Gilbert Alles. Das Knarren der Wagen, welche dem seinigen folgten, oder ihm voranfuhren, das Stöhnen des Windes in den dürren Bäumen, alle Geräusche kamen ihm wie eine organisirte Verfolgung, oder wie Schreie vor, von denjenigen ausgestoßen, welchen das Kind genommen worden war.

Nichts war indessen bedrohlich. Der Postillon that muthig seine Pflicht, und die zwei Pferde kamen dampfend in Dammartin zu der von Gilbert bestimmten Stunde, nämlich vor Tagesanbruch an.

Gilbert gab seinen halben Louis d'or, wechselte Pferde und Postillon, und die rasche Fahrt wurde fortgesetzt.

Während des ganzen ersten Theiles der Reise fühlte das Kind, sorgfältig in die Decke gehüllt und von Gilbert selbst beschützt, die Wirkung der Kälte nicht und gab nicht einen einzigen Schrei von sich. Sobald der Tag erschien und Gilbert in der Ferne das Land erblickte, wurde er muthiger und stimmte, um die Klagen zu übertönen, welche das Kind hören zu lassen anfing, eines von jenen ewigen Liedern an, wie er sie in Taverney bei der Rückkehr von den Jagden sang.

Das Knarren der Achse, das Aechzen der Hängriemen, das Eisenwerk des ganzen Wagens, die Schellen der Pferde bildeten ihm ein teuflisches Accompagnement, dessen Gewalt der Postillon dadurch erhöhte, daß er mit dem Liede von Gilbert die Töne einer durchaus nicht verführerischen Bourbonnaise vermischte.

Daraus ging hervor, daß der letzte Führer entfernt nicht vermuthete, Gilbert habe ein Kind in seinem Cab=

riolet bei sich. Er hielt seine Pferde vor Villers-Cotterets an und empfing, wie dies verabredet war, den Preis für die Fahrt, nebst einem Sechs-Livres-Thaler; dann nahm Gilbert seine sorgfältig in die Decke gehüllte Bürde, stimmte sein Lied so ernst als möglich an, entfernte sich rasch, sprang über einen Graben und verschwand auf einem mit Blättern bestreuten Fußpfad, der sich rechts von der Straße abwandte und nach dem Dorfe Haramont hinablief.

Das Wetter war kälter geworden. Seit einigen Stunden fiel kein Schnee mehr; der Boden vor ihm war mit Gebüsch und dornigem Gestrüppe bedeckt. Darüber hoben sich ohne Blätter und traurigen Anblicks die Bäume des Waldes hervor, durch deren Astwerk das bleiche Azur eines noch nebeligen Himmels glänzte.

Die so frische Luft, die Düfte der Eichen, die Eisperlen, welche an den Enden der Zweige hingen, diese ganze Freiheit, diese ganze Poesie berührten auf das Lebhafteste die Einbildungskraft des jungen Mannes.

Er ging raschen und stolzen Schrittes durch die kleine Schlucht, ohne zu straucheln, ohne zu suchen, denn er befragte mitten unter den Baumgruppen den Glockenthurm des Fleckens und den blauen Rauch der Kamine, der durch das gräuliche Gitterwerk der Zweige zog. Nach Verlauf einer kleinen halben Stunde sprang er über einen von Epheu und vergelbter Kresse begrenzten Bach, und ersuchte an der ersten Hütte die Kinder eines Feldarbeiters, ihn zu Madeleine Pitou zu führen.

Stumm und aufmerksam, ohne verdutzt oder unbeweglich zu sein, wie andere Bauern, standen die Kinder auf, schauten dem Fremden in die Augen und führten ihn, sich an der Hand haltend, bis zu einem ziemlich großen Bauernhaus von gutem Aussehen, das am Rande des Baches lag, der an den meisten Häusern des Dorfes hinlief.

Dieser Bach hatte sehr durchsichtiges und durch das erste Schmelzen des Schnees etwas angelaufenes Wasser.

Eine hölzerne Brücke, das heißt, ein breites Brett verband die Straße mit den aus Erde gemachten Stufen, welche nach dem Hause führten.

Eines von den Kindern, die ihm den Weg zeigten, bedeutete Gilbert mit dem Kopf, hier wohne Madeleine Pitou.

„Hier?" wiederholte Gilbert.

Das Kind senkte sein Kinn ohne ein Wort zu artikuliren.

„Madeleine Pitou?" fragte Gilbert das Kind abermals.

Und als dieses seine stumme Bejahung wiederholt hatte, ging Gilbert über die kleine Brücke und öffnete die Thüre der Hütte, während die Kinder, die sich wieder bei der Hand genommen, aus Leibeskräften schauten, was bei Madeleine dieser schöne Herr mit dem braunen Frack und den Schnallenschuhen machen dürfte.

Gilbert hatte übrigens im Dorf noch keine andere lebendige Geschöpfe gesehen, als diese Kinder ... Haramont war wirklich die so sehr gewünschte Einöde.

Sobald die Thüre geöffnet war, traf ein Schauspiel voll Zauber, für die ganze Welt im Allgemeinen und für einen Philosophenlehrling insbesondere, die Blicke von Gilbert.

Eine kräftige Bäuerin stillte ein hübsches Kind von einigen Monaten, während vor ihr knieend ein anderes Kind, ein starker Junge von vier bis fünf Jahren, mit lauter Stimme ein Gebet sprach.

An einer Ecke des Kamins bei einem Fenster, oder vielmehr bei einem Loch, das in einer Mauer angebracht und mit einer Scheibe geschlossen war, spann eine Bäuerin von fünfunddreißig bis sechsunddreißig Jahren Flachs; sie hatte ihr Rädchen auf ihrer Rechten, einen hölzernen Schemel unter ihren Füßen, und auf diesem Schemel lag ein guter fetter Pudel.

Als dieser Hund Gilbert erblickte, bellte er auf eine ziemlich gastfreundschaftliche Weise, und nur gerade so viel,

als er brauchte, um seine Wachsamkeit darzuthun. Das betende Kind wandte sich um, brach den Satz des Pater kurz ab, und die zwei Frauen gaben eine Art von Ausruf von sich, der zwischen dem Erstaunen und der Freude die Mitte hielt.

Gilbert fing damit an, daß er der Amme zulächelte.

„Gute Frau Madeleine," sagte er, „ich grüße Euch."

Die Bäuerin machte einen Sprung und erwiederte:

„Der Herr kennt meinen Namen?"

„Wie Ihr seht; doch ich bitte, laßt Euch nicht stören. Statt eines Säuglings, den Ihr da habt, werdet Ihr zwei haben."

Und er legte auf die plumpe Wiege des Bauernkindes das kleine Städterkind, das er mitgebracht hatte.

„Oh! wie hübsch es ist!" rief die spinnende Bäuerin.

„Ja, Schwägerin Angelique, sehr hübsch," sagte Madeleine.

„Diese Frau ist Eure Schwägerin?" fragte Gilbert, indem er die Spinnerin bezeichnete.

„Ja, meine Muhme, meine Muhme Gelique," murmelte der kleine Bursche, der sich, ohne aufgefordert zu sein, in das Gespräch mischte.

„Schweige, mein Engel, schweige," sagte die Mutter, „Du unterbrichst den Herrn."

„Was ich Euch vorzuschlagen habe, ist sehr einfach, gute Frau. Das Kind, das Ihr hier seht, ist der Sohn eines Pächters meines Herrn ... eines zu Grunde gerichteten Pächters ... Mein Herr, der Pathe dieses Kindes, will, daß es auf dem Land aufgezogen und zu einem guten Feldarbeiter gebildet werden soll; ... gute Gesundheit ... gute Sitten ... Wollt Ihr das Kind übernehmen?"

„Aber, Herr ..."

„Gestern geboren, hat es noch keine Nahrung bekommen," unterbrach sie Gilbert. „Es ist übrigens der Säugling, von dem Meister Niquet, der Notar von Villers-Cotterets, mit Euch sprechen mußte."

Madeleine ergriff sogleich das Kind und gab ihm die Brust mit einem edlen Ungestüm, das Gilbert tief rührte.

„Man hat mich nicht getäuscht," sagte er, „Ihr seid eine brave Frau. Ich vertraue Euch also dieses Kind im Namen meines Herrn. Ich sehe, daß es hier glücklich sein wird, und es soll in diese Hütte einen Glückstraum für den bringen, den es hier findet. Wie viel habt Ihr monatlich für die Kinder von Meister Niquet von Villers-Cotterets genommen?"

„Zwölf Livres, Herr; doch Herr Niquet ist reich, und er fügte wohl hie und da einige Livres für den Zucker und den Unterhalt bei."

„Mutter Madeleine," sprach Gilbert stolz, „für dieses Kind hier werden Euch zwanzig Livres monatlich bezahlt, und das macht jährlich zweihundert und vierzig Livres."

„Jesus!" rief Madeleine, „oh! ich danke, Herr!"

„Hier für das erste Jahr," sagte Gilbert, und er breitete auf dem Tisch zehn schöne Louis d'or aus, worüber die zwei Weiber ihre Augen weit aufsperrten, während der kleine Engel Pitou rasch seine verwüstende Hand danach ausstreckte.

„Aber, mein Herr, wenn das Kind nicht am Leben bliebe?" fragte schüchtern die Amme.

„Das wäre ein großes Unglück, ein Unglück, das sich nicht ereignen wird," erwiederte Gilbert. „Hiemit sind also die Ammenmonate abgemacht, seid Ihr zufrieden?"

„Oh! ja, Herr."

„Gehen wir zur Bezahlung eines Kostgeldes für die anderen Jahre über."

„Das Kind würde bei uns bleiben?"

„Wahrscheinlich."

„Dann würden wir ihm Vater und Mutter sein?"

Gilbert erbleichte.

„Ja," sprach er mit erstickter Stimme.

„Der arme Kleine ist also verlassen, Herr?"

Gilbert war auf diese Gemüthsbewegung, auf diese

Fragen nicht gefaßt. Er erholte sich indessen und antwortete:

„Ich habe Euch nicht Alles gesagt; der arme Vater ist vor Schmerz gestorben."

Die zwei Weiber falteten ausdrucksvoll die Hände.

„Und die Mutter?" fragte Angelique.

„Oh! die Mutter . . . die Mutter," erwiederte Gilbert, mühsam athmend, „nie durfte ihr Kind, das geboren war oder das geboren werden sollte, auf sie zählen."

Sie sprachen so, als der Vater Pitou mit ruhigem, freudigem Gesicht vom Felde nach Hause kam. Es war eine von den biederben, von Gesundheit und Freundlichkeit strotzenden Naturen, wie sie Greuze bei seinen guten Bildern gemalt hat.

Mit einigen Worten war er auf dem Laufenden. Er begriff übrigens aus Eitelkeit die Dinge, besonders diejenigen, welche er nicht begriff. . . .

Gilbert setzte auseinander, das Kostgeld des Kindes sollte bezahlt werden, bis es ein Mann geworden und fähig wäre, allein mit Hülfe seiner Vernunft und seiner Arme zu leben.

„Gut," sprach Pitou; „ich glaube, wir werden dieses Kind lieben, denn es ist niedlich."

„Er auch!" riefen Angelique und Madeleine, „er findet es wie wir."

„Ich bitte, kommt mit mir zu Meister Niquet; ich werde bei ihm das erforderliche Geld hinterlegen, um Euch zufrieden zu stellen, und damit das Kind glücklich sein kann."

„Sogleich, Herr," erwiederte der Vater Pitou.

Und er stand auf.

Da nahm Gilbert von den guten Weibern Abschied und näherte sich der Wiege, in welche man den Ankömmling zum Nachtheil des Kindes vom Hause gelegt hatte.

Er bückte sich mit düsterer Miene über die Wiege und bemerkte, zum ersten Mal seinem Sohn in's Gesicht schauend, daß dieser Andrée glich.

Dieser Anblick brach sein Herz; er war genöthigt, sich die Nägel in's Fleisch zu pressen, um eine Thräne zurückzudrängen, welche von diesem Herzen zum Augenlid aufstieg.

Er drückte, selbst zitternd, einen schüchternen Kuß auf die Wange des Neugeborenen, und trat schwankend zurück.

Der Vater Pitou stand schon auf der Schwelle, seinen mit Eisen beschlagenen Stock in der Hand und sein schönes Wamms über den Rücken geworfen.

Gilbert gab dem dicken Engel Pitou, der ihm unter den Beinen umherkroch, einen halben Louis d'or, und die zwei Weiber erbaten sich mit der rührenden Vertraulichkeit der Landleute die Ehre, ihn umarmen zu dürfen.

So viele Gemüthsbewegungen griffen diesen achtzehnjährigen Vater so sehr an, daß er in Kurzem unterlegen wäre. Bleich, zitternd, fing er an den Kopf zu verlieren.

„Gehen wir," sagte er zu Pitou.

„Wie Sie wünschen, Herr," erwiederte der Bauer voranschreitend.

Und sie entfernten sich.

Plötzlich schrie Madeleine von der Schwelle aus:

„Herr! Herr!"

„Was gibt es?" fragte Gilbert.

„Sein Name! sein Name! Wie sollen wir den Knaben nennen?"

„Er heißt Gilbert!" antwortete der junge Vater mit männlichem Stolz.

CLXIII.

Die Abreise.

Das Geschäft bei dem Notar war bald in Ordnung gebracht. Gilbert hinterlegte unter seinem Namen einige hundert weniger als zwanzig tausend Livres, bestimmt, die Kosten der Erziehung und des Unterhalts des Kindes zu tragen, so wie auch, um ihm eine häusliche Niederlassung zu gestatten, wenn es das Mannesalter erreicht hätte.

Gilbert bestimmte Erziehung und Unterhalt auf die Summe von fünfhundert Livres jährlich, fünfzehn Jahre hindurch, und verordnete, daß der Rest des Geldes auf irgend eine Ausstattung, oder auf den Ankauf eines Etablissement oder eines Gutes verwendet werden sollte.

Nachdem er so an das Kind gedacht hatte, dachte Gilbert an die Pflegeeltern. Es war sein Wille, daß zweitausend vierhundert Livres den Pitou von dem Kind, sobald es das achtzehnte Jahr erreicht hätte, gegeben werden sollten. Bis dahin sollte Meister Niquet ihnen nur das jährliche Kostgeld bis zum Betrag von fünfhundert Livres ausbezahlen.

Meister Niquet sollte das Interesse des Geldes als Lohn für seine Mühe genießen.

Gilbert ließ sich einen Empfangschein in guter Form für das Geld von Niquet, für das Kind von Pitou geben: Pitou controlirte die Unterschrift von Niquet für die Summe, Niquet die von Pitou für das Kind; so daß Gilbert gegen die Mittagsstunde abreisen konnte, wobei er Niquet in Bewunderung dieser frühreifen Weisheit, Pitou im Jubel über ein so unerwartetes Glück zurückließ.

An der Markung des Dorfes Haramont kam es Gilbert vor, als trennte er sich von der ganzen Welt; nichts

hatte für ihn mehr Bedeutung, nichts mehr Verheißung. Er hatte sich vom sorglosen Leben des jungen Mannes geschieden und eine von den ernsten Handlungen vollbracht, welche die Menschen ein Verbrechen nennen konnten, welche Gott mit einer schweren Strafe belegen konnte.

Doch im Vertrauen auf seine eigenen Ideen, auf seine eigenen Kräfte, hatte Gilbert indessen den Muth, sich den Armen von Meister Niquet zu entreißen, der ihn begleitet, der eine lebhafte Freundschaft für ihn gefaßt hatte, und ihn durch tausend und aber tausend Verführungsmittel versuchte.

Doch der Geist ist launenhaft; die menschliche Natur ist Schwächen unterworfen. Je mehr ein Mensch Willen, Federkraft hat, desto mehr ermißt er, in die Ausführung von Unternehmungen geworfen, die Entfernung, die ihn schon von seinem ersten Schritt trennt. Dann werden die Muthigsten unruhig, dann sagen sie sich wie Cäsar: „Habe ich schon den Rubicon überschritten?“

Als sich Gilbert allein am Saume des Waldes fand, wandte er noch einmal seine Blicke nach den Bäumen mit den röthlichen Gipfeln, die ihm ganz Haramont mit Ausnahme des Kirchthurmes verbargen. Dieses reizende Gemälde des Glücks und des Friedens versetzte ihn in eine Träumerei voll Kummer und zugleich voll Wonne.

„Ich Narr, der ich bin,“ sagte er, „wohin gehe ich? Wendet sich Gott nicht mit Zorn in der Tiefe des Himmels ab? Wie! ein Gedanke hat sich mir geboten; wie! ein Mann von Gott erweckt, um das Böse zu veranlassen, das ich gethan, hat eingewilligt, dieses Böse wieder gut zu machen, und ich bin heute der Besitzer eines Schatzes und meines Kindes! Mit zehntausend Livres, — wobei zehntausend andere dem Kind vorbehalten bleiben, kann ich hier wie ein glücklicher Feldbauer, unter diesen guten Landleuten, im Schooße dieser erhabenen und fruchtbaren Natur leben. Ich kann mich auf immer in eine süße Glückseligkeit begraben; arbeiten und denken; diese Welt vergessen und mich vergessen lassen; ich kann, ungeheures Glück!

mein Kind selbst erziehen, und so meine Arbeit genießen."

„Warum nicht? sind mir nicht diese guten Möglichkeiten durch Gott geschickt? Sind sie nicht die Entschädigung für alle meine vergangenen Leiden? Oh! ja, ich kann mit diesem Kind theilen, das ich selbst erzogen haben werde, wobei ich das Geld verdiene, das man Miethlingen geben müßte. Ich kann Meister Niquet gestehen, daß ich sein Vater bin. Ich kann Alles!"

Und sein Herz füllte sich allmälig mit einer unsäglichen Freude und mit einer Hoffnung, die er noch nie gekostet hatte, selbst nicht in den lachendsten Trugbildern seiner Träume.

Plötzlich erwachte der Wurm, der im Grunde dieser schönen Frucht schlummerte, und zeigte sein scheußliches Haupt; es war dies die Reue, es war die Schaam, es war das Unglück.

„Ich kann nicht," sagte Gilbert erbleichend zu sich selbst. „Ich habe das Kind dieser Frau gestohlen, wie ich ihr ihr Glück gestohlen habe ... Ich habe diesem Mann das Geld gestohlen, um, wie ich sagte, eine Genugthuung damit zu leisten ... ich bin nicht mehr berechtigt, mir selbst ein Glück damit zu machen; ich bin nicht mehr berechtigt, das Kind zu behalten, da es eine Andere nicht haben wird. Es gehört uns Beiden, dieses Kind, oder Niemand."

Und nach diesen Worten, die so schmerzlich einschnitten wie tiefe Wunden, erhob sich Gilbert in Verzweiflung; sein Gesicht drückte die düstersten, die gehässigsten Leidenschaften aus.

„Es sei!" sagte er, „ich werde unglücklich sein; es sei! ich werde leiden; es sei! es wird mir an Allem und an Allen fehlen; doch die Theilung, die ich mit dem Guten machen mußte, will ich auch mit dem Bösen machen. Mein Erbgut ist fortan die Rache und das Unglück. Sei unbesorgt, Andrée, ich werde getreulich mit Dir theilen."

Er wandte sich nach rechts, und drang, nachdem er durch einen Augenblick der Ueberlegung sich orientirt hatte, in die Wälder ein, um die Straße nach der Normandie zu erreichen, die er nach seiner Berechnung in vier Tagemärschen treffen mußte.

Er besaß neun Livres und einige Sous. Sein Aeusseres war anständig, sein Gesicht ruhig. Ein Buch unter dem Arme, glich er sehr einem Studenten von Familie, der in das väterliche Haus zurückkehrt.

Er nahm die Gewohnheit an, bei Nacht auf den schönen Wegen zu marschiren und bei Tag in den Wiesgründen unter den Sonnenstrahlen zu schlafen. Nur zweimal belästigte ihn der Wind so sehr, daß er sich gezwungen sah, in eine Hütte einzutreten, wo er auf einem Stuhl am Herde auf's Allerbeste schlief, ohne zu bemerken, daß die Nacht gekommen war.

Er hatte immer eine Entschuldigung und eine Bestimmung. „Ich gehe nach Rouen zu meinem Oheim," sagte er; „ich wollte als ein junger Mensch die Reise zu Fuß machen, um mich zu zerstreuen."

Kein Verdacht von Seiten der Bauern; das Buch verlieh damals eine geachtete Haltung. Wenn Gilbert auf diesem oder jenem mehr zusammengezogenen Mund einen Zweifel schweben sah, sprach er von einem Seminar, nach dem ihn sein Beruf hinziehe. Dies war ein vollständiger Ableiter für jeden schlimmen Gedanken.

So vergingen acht Tage, während welcher Gilbert wie ein Bauer lebte, zehn Sous täglich ausgab und zehn Landmeilen zurücklegte. Er kam in der That nach Rouen, und hier hatte er nicht mehr nöthig, sich zu erkundigen, oder den Weg zu suchen. Das Buch, das er bei sich trug, war ein reich eingebundenes Exemplar der Neuen Heloise. Rousseau hatte ihm ein Geschenk damit gemacht und seinen Namen auf das erste Blatt des Buches geschrieben.

Nunmehr auf vier Livres und einen Sou beschränkt,

riß er dieses Blatt, das er sorgfältig aufbewahrte, heraus und verkaufte das Buch an einen Buchhändler, der ihm drei Livres dafür gab.

So gelangte der junge Mann nach drei weiteren Tagen in's Angesicht vom Havre, wo er das Meer bei Sonnenuntergang erblickte.

Seine Schuhe befanden sich in einem nicht sehr entsprechenden Zustand für einen jungen Mann, der bei Tag eitler Weise seidene Strümpfe anzog, um durch die Städte zu wandeln; doch Gilbert hatte abermals einen Gedanken. Er verkaufte seine seidenen Strümpfe, oder vertauschte sie vielmehr gegen ein paar tadellose Schuhe, was die Dauerhaftigkeit betrifft . . . von der Eleganz sprechen wir nicht.

Diese letzte Nacht brachte er in Harfleur zu, wo er für Wohnung und Speise sechzehn Sous zu bezahlen hatte. Er aß hier zum ersten Mal in seinem Leben Austern. „Ein Gericht der Reichen für den ärmsten der Menschen," sagte er zu sich selbst, „so wahr ist es, daß Gott immer nur das Gute gemacht hat, während die Menschen das Böse gemacht haben, nach dem Grundsatze von Rousseau."

Um zehn Uhr Morgens, am 13. December erreichte Gilbert das Havre, und mit dem ersten Blick erschaute er den Adonis, eine schöne Brigg von dreihundert Tonnen, die sich im Bassin schaukelte.

Der Hafen war verlassen. Gilbert trat auf die schmale, nur aus ein paar Brettern bestehende Brücke, die nach dem Schiffe führte.

Ein Schiffsjunge näherte sich ihm, um ihn zu befragen.

„Ich wünschte den Kapitän zu sprechen," sagte Gilbert.

Der Schiffsjunge machte ein Zeichen nach dem Zwischendeck, und alsbald rief eine Stimme von unten:

„Laßt ihn herabkommen."

Gilbert ging hinab. Man führte ihn in ein kleines Zimmer, das ganz von Acajouholz gebaut und mit der größten Einfachheit meublirt war.

Ein Mann von dreißig Jahren, bleich, nervig, mit lebhaftem, unruhigem Auge, las eine Zeitung an einem Acajoutisch.

„Was will der Herr?" fragte er Gilbert.

Gilbert bedeutete diesem Mann durch ein Zeichen, er möge seinen Schiffsjungen entfernen, und dieser ging auch wirklich sogleich ab.

„Sie sind der Kapitän des Adonis, mein Herr?" sagte Gilbert.

„Ja, mein Herr."

„Dann ist dieses Papier an Sie gerichtet."

Er reichte dem Kapitän das Billet von Balsamo.

Kaum hatte der Kapitän die Handschrift gesehen, als er hastig zu Gilbert mit einem äußerst freundlichen Lächeln sagte:

„Ah! Sie auch ... so jung! gut! gut!"

Gilbert verbeugte sich nur.

„Sie wollen? ...

„Nach Amerika."

„Sie reisen ab?"

„Wann Sie selbst reisen werden."

„Gut. In acht Tagen also."

„Was werde ich während dieser acht Tage machen, Kapitän?"

„Haben Sie einen Paß?"

„Nein."

„Dann kommen Sie diesen Abend an Bord zurück, nachdem Sie den ganzen Tag außerhalb der Stadt, in Saint-Adresse zum Beispiel, spazieren gegangen sind."

„Ich muß essen und habe kein Geld mehr."

„Sie werden hier zu Mittag und zu Nacht speisen."

„Und hernach?"

„Sind Sie einmal eingeschifft, so kehren Sie nicht mehr an's Land zurück; sie bleiben hier verborgen; Sie reisen ab, ohne den Himmel wieder gesehen zu haben ... Sobald Sie zwanzig Meilen weit von hier in See sind, steht es Ihnen frei, zu thun, was Sie wollen."

„Gut."

„Thun Sie also Alles, was Ihnen zu thun übrig bleibt."

„Ich habe einen Brief zu schreiben."

„Schreiben Sie ihn."

„Wo?"

„Auf diesem Tisch... Hier haben Sie Federn, Tinte und Papier; die Post ist in der Vorstadt. Der Schiffsjunge wird Sie führen."

„Ich danke, Kapitän!"

Als Gilbert allein war, schrieb er einen kurzen Brief, auf den er die Aufschrift setzte:

„Fräulein Andrée von Taverney; Paris, Rue Coq-Héron, N. 9, beim ersten Thorweg von der Rue Platrière an."

Dann schob er diesen Brief in seine Tasche, aß, was ihm der Kapitän selbst vorsetzte, und folgte dem Schiffsjungen, der ihn nach der Post führte, wo er den Brief abgab.

Den ganzen Tag schaute Gilbert vom steilen Ufer aus nach dem Meer hinaus.

Als die Nacht einbrach kehrte er zurück. Der Kapitän wartete auf ihn und ließ ihn in das Schiff eintreten.

CLXIV.

Der letzte Abschied von Gilbert.

Philipp hatte eine furchtbare Nacht zugebracht; die Tritte auf dem Schnee bewiesen ihm auf das Augenscheinlichste, daß sich Jemand in das Haus eingeschlichen hatte, um das Kind zu entwenden; aber wen anklagen? Kein anderes Merkmal gab ihm Licht in seinem Verdacht.

Philipp kannte seinen Vater so genau, daß er nicht an einer Mitschuld von seiner Seite bei dieser Angelegenheit zweifelte. Herr von Taverney hielt Ludwig XV. für den Vater dieses Kindes; er mußte einen großen Werth auf dieses lebendige Zeugniß einer vom König an Madame Dubarry begangenen Untreue legen. Der Baron mußte ebenfalls glauben, Andrée würde früher oder später ihre Zuflucht zur Gunst nehmen, und sie würde dann sehr theuer das Hauptmittel ihres zukünftigen Glückes wieder an sich kaufen.

Auf eine ganz frische Offenbarung des väterlichen Charakters gegründet, trösteten diese Betrachtungen einigermaßen Philipp, der das Kind wiederzuerlangen für möglich hielt, da er die Räuber kannte.

Er lauerte daher um acht Uhr auf die Ankunft des Doctor Louis, dem er, auf der Straße auf- und abgehend, das furchtbare Ereigniß der Nacht erzählte.

Der Doctor war ein Mann von gutem Rath; er untersuchte die Spuren im Garten und trat, nach einiger Ueberlegung, den Vermuthungen von Philipp bei.

„Der Baron ist mir hinreichend bekannt, daß ich ihn dieser schlimmen Handlung fähig halte. Kann indessen nicht dennoch ein anderes Interesse, ein unmittelbares Interesse zu der Entwendung des Kindes bestimmt haben?"

„Welches Interesse, Doctor?"

„Das des wahren Vaters."

„Oh!" rief Philipp, „ich hatte einen Augenblick diesen Gedanken; doch der Unglückliche hat nicht einmal Brod für sich selbst; er ist ein Narr, ein Exaltirter, zu dieser Stunde ein Flüchtling, der vor meinem Schatten bange haben muß . . . Täuschen wir uns nicht, Doctor, der Elende hat dieses Verbrechen begangen, weil sich ihm Gelegenheit geboten; doch nun, da ich vom Zorn mehr entfernt bin, obgleich ich dieses Verbrechen hasse, glaube ich, daß ich ein Zusammentreffen mit ihm vermeiden würde, um ihn nicht zu tödten. Ich glaube, er muß Gewissensbisse fühlen, die ihn bestrafen; ich glaube, daß der Hunger und die Landstreicherei mich eben so wirksam an ihm rächen, als mein Degen."

„Sprechen wir nicht mehr davon," sagte der Doctor.

„Theurer, vortrefflicher Freund, wollen Sie nur die Güte haben, noch zu einer Lüge einzuwilligen; denn vor Allem müssen wir Andrée beruhigen; Sie werden ihr sagen, Sie seien gestern über die Gesundheit des Kindes unruhig gewesen, Sie seien in der Nacht zurückgekommen, um es zu holen und zu seiner Amme zu bringen. Das ist die erste Fabel, die mir in den Kopf gekommen, und die ich für Andrée improvisirt habe."

„Ich will das sagen; doch Sie werden das Kind suchen."

„Ich habe ein Mittel, es aufzufinden. Ich bin entschlossen, Frankreich zu verlassen; Andrée tritt in das Kloster von Saint-Denis; ich gehe zu Herrn von Taverney; ich sage ihm, ich wisse Alles; ich nöthige ihn, als ob er ein Fremder wäre, mir den Ort zu entdecken, wo das Kind verborgen ist. Seinen Widerstand überwinde ich durch die Drohung einer öffentlichen Bekanntmachung, durch die Drohung mit dem Beistand der Frau Dauphine."

„Und was werden Sie mit dem Kind machen, wenn Ihre Schwester im Kloster ist?"

„Ich thue es zu einer Amme, die Sie mir empfeh-

len . . . dann ins Colleg, und wenn es groß ist, nehme ich es zu mir, wenn ich lebe."

„Und Sie glauben, die Mutter werde einwilligen, Sie zu verlassen, ihr Kind zu verlassen?"

„Andrée wird fortan ihre Einwilligung zu Allem geben, was mir genehm ist. Sie weiß, daß ich einen Schritt bei der Frau Dauphine gemacht habe, die mir ihr Wort gegeben, und wird mich nicht dem aussetzen, daß ich mich gegen die unserer Beschützerin schuldige Achtung verfehle."

„Ich bitte, lassen Sie uns zu der armen Mutter gehen," sagte der Doctor.

Und er ging in der That zu Andrée hinein, welche, getröstet durch die Bemühungen von Philipp, sanft schlief.

Ihr erstes Wort war eine Frage an den Doctor, der schon durch eine lachende Miene geantwortet hatte.

Andrée gewann von da an eine vollkommene Ruhe, was ihre Wiedergenesung so sehr beschleunigte, daß sie zehn Tage nachher aufstand und zur Stunde, wo die Sonne auf die Scheiben fiel, im Gewächshause auf- und abgehen konnte.

Zur Zeit dieses ersten Spazierganges kam Philipp, der sich auf einige Tage entfernt hatte, nach dem Hause der Rue Coq-Héron mit einem so düstern Gesicht zurück, daß der Doctor, der ihm die Thüre öffnete, ein großes Unglück ahnete.

„Wie ist es?" fragte er, „weigert sich der Vater, das Kind zurückzugeben?"

„Der Vater," antwortete Philipp, „ist von einem heftigen Fieber befallen worden, das ihn drei Tage nach seiner Abreise von Paris an sein Bett fesselte, und der Vater schwebte in der äußersten Gefahr, als ich ankam; ich hielt diese ganze Krankheit für eine List, für eine Finte, für einen Beweis seiner Theilnahme an der Entwendung. Ich drang in ihn, ich drohte, Herr von Taverney schwor mir bei Christus, er verstehe nicht, was ich wolle."

„Somit kommen Sie ohne Nachricht zurück?"

„Ja, Doctor."

„Und überzeugt von der Wahrhaftigkeit des Barons?"

„Beinahe überzeugt."

„Schlauer als Sie, hat er sein Geheimniß nicht preisgegeben?"

„Ich drohte ihm, die Hülfe der Dauphine anzurufen, und der Baron erbleichte. „„Richte mich zu Grunde, wenn Du willst,"" sagte er; „„entehre Deinen Vater und Dich, das wird eine Tollheit sein, die zu keinem Resultat führt. Ich weiß nicht, was Du meinst.""

„Und so . . ."

„So komme ich in Verzweiflung zurück."

In diesem Augenblick hörte Philipp die Stimme seiner Schwester rufen:

„Ist nicht Philipp gekommen?"

„Großer Gott! hier ist sie . . . Was soll ich sagen?" flüsterte Philipp.

„Stille!" erwiederte der Doctor.

Andrée trat in das Zimmer und küßte ihren Bruder mit einer freudigen Zärtlichkeit, welche das Herz des jungen Mannes in Eis verwandelte.

„Nun!" fragte sie, „woher kommst Du?"

„Ich komme vor Allem von meinem Vater, wie ich Dir vorher gesagt habe."

„Befindet sich der Herr Baron wohl?"

„Ja, Andrée; doch das ist nicht der einzige Besuch, den ich gemacht habe . . . Ich habe auch mehrere Personen wegen Deines Eintritts in Saint-Denis besucht. Gott sei Dank, es ist nun Alles vorbereitet, Du bist gerettet, und Du kannst Dich nun auf eine verständige und entschiedene Weise mit Deiner Zukunft beschäftigen."

Andrée näherte sich ihrem Bruder und sagte mit einem zärtlichen Lächeln:

„Theurer Freund, meine Zukunft beschäftigt mich nicht mehr, und meine Zukunft soll überhaupt Niemand beschäftigen . . . Die Zukunft meines Kindes ist Alles für mich, und ich werde mich einzig und allein dem Sohn widmen, den mir Gott geschenkt hat. Dies ist mein Ent-

schluß, den ich unwiderruflich gefaßt habe, seitdem ich nach der Rückkehr meiner Kräfte nicht mehr an der Festigkeit meines Geistes zweifeln konnte. Für meinen Sohn leben, durch Entbehrungen leben, arbeiten sogar, wenn es nöthig ist; aber ihn Tag und Nacht nicht verlassen, das ist die Zukunft, die ich mir vorgezeichnet habe. Kein Kloster, keine Selbstsucht mehr; ich gehöre Jemand: Gott will nichts mehr von mir!"

Der Doctor schaute Philipp an, als wollte er ihn fragen:

„Nun, was habe ich vorhergesehen?"

„Meine Schwester!" rief der junge Mann, „meine Schwester, was sagst Du?"

„Klage mich nicht an, Philipp, das ist nicht eine Laune einer schwachen und eitlen Frau; ich werde Dich nicht belästigen, ich werde Dir keinen Zwang auferlegen."

„Aber . . . Andrée, ich kann nicht in Frankreich bleiben; ich habe kein Vermögen, keine Zukunft mehr; ich kann wohl einwilligen, Dich am Fuß eines Altars zurückzulassen, aber in der Welt, in der Armuth, bei der Arbeit, Andrée . . . gib wohl Acht."

„Ich habe Alles vorhergesehen . . . ich liebe Dich aufrichtig, Philipp; doch wenn Du mich verläßest, verschlucke ich meine Thränen und flüchte mich zu der Wiege meines Sohnes."

Der Doctor näherte sich und sagte:

„Das ist Uebertreibung, das ist Wahnsinn."

„Ah! Doctor, was wollen Sie? . . . Mutter sein ist ein Zustand des Wahnsinns . . . Doch diesen Wahnsinn hat mir Gott geschickt. So lange das Kind meiner bedarf, beharre ich bei meinem Entschluß."

Philipp und der Doctor wechselten plötzlich einen Blick.

„Mein Kind," sagte der Doctor zuerst, „ich bin kein sehr beredter Prediger, aber ich glaube mich zu erinnern,

daß Gott zu lebhafte Anhänglichkeit an das Geschöpf verbietet."

„Ja, meine Schwester," fügte Philipp bei.

„Doctor, Gott verbietet einer Mutter nicht, ihren Sohn lebhaft zu lieben, wie ich glaube."

„Verzeihen Sie mir, meine Tochter, der Philosoph, der Arzt versucht es, den Abgrund zu ermessen, den der Theolog für die menschlichen Leidenschaften gräbt. Bei jeder Vorschrift, welche von Gott kommt, suchen Sie die Ursache, nicht die moralische, denn das ist zuweilen eine Subtilität der Vervollkommnung, suchen Sie den materiellen Grund. Gott verbietet einer Mutter, ihr Kind übermäßig zu lieben, weil das Kind eine schwächliche, zarte, allen Uebeln, allen Leiden ausgesetzte Pflanze ist, und weil ein ephemeres Geschöpf lebhaft lieben sich der Verzweiflung aussetzen heißt."

„Doctor, warum sagen Sie mir das? Und Du, Philipp, warum schaust Du mich mit diesem Mitleid, mit dieser Blässe an?"

„Liebe Andrée," erwiederte der junge Mann, „befolge meinen Rath, den Rath eines zärtlichen Freundes; Deine Gesundheit ist wiederhergestellt, tritt sobald als möglich in das Kloster von Saint-Denis ein."

„Ich! . . . Ich habe Dir gesagt, daß ich meinen Sohn nicht verlassen werde."

„So lang er Ihrer bedürfe," sprach der Doctor mit sanftem Ton.

„Mein Gott!" rief Andrée, „was ist es? sprechen Sie; etwas Trauriges . . . Grausames?"

„Nehmen Sie sich in Acht," flüsterte der Doctor Philipp zu; „sie ist noch zu schwach, um einen entscheidenden Schlag zu ertragen."

„Mein Bruder, Du antwortest nicht; erkläre Dich."

„Liebe Schwester, Du weißt, daß ich auf der Rückkehr durch Point-du-Jour gekommen bin, wo Dein Sohn bei einer Amme ist."

„Ja . . . und?"

„Das Kind ist ein wenig krank."

„Krank ... das liebe Kind! Geschwinde, Marguerite, ... einen Wagen! ich will mein Kind sehen."

„Unmöglich!" rief der Doctor; „Sie sind nicht im Stand, auszugehen oder eine Fahrt zu ertragen."

„Sie haben mir noch diesen Morgen gesagt, es wäre dies möglich; Sie sagten mir morgen, nach der Ankunft von Philipp, könnte ich den armen Kleinen besuchen ..."

„Ich hatte eine bessere Ansicht von Ihrem Gesundheitszustand."

„Sie täuschen mich."

Der Doctor schwieg.

„Marguerite!" wiederholte Andrée, „man gehorche mir... einen Wagen!"

„Aber das kann Dir den Tod bringen," unterbrach sie Philipp.

„Nun, so werde ich sterben!... es liegt mir nicht so viel am Leben!..."

Marguerite wartete und schaute abwechselnd ihre Gebieterin, ihren Herrn und den Doctor an.

„Wenn ich befehle ..." rief Andrée, deren Wangen sich mit einer plötzlichen Röthe bedeckten.

„Theure Schwester!"

„Ich höre nichts mehr, und wenn man mir einen Wagen verweigert, gehe ich zu Fuß."

„Andrée," sagte Philipp, indem er sie in seine Arme nahm, „Du wirst nicht gehen, nein, Du brauchst nicht dahin zu gehen."

„Mein Kind ist todt!" stammelte Andrée kalt und ließ ihre Arme an dem Lehnstuhl hinabfallen, in den Philipp und der Doctor sie gesetzt hatten.

Philipp antwortete nur dadurch, daß er eine von ihren kalten, trägen Händen küßte... Allmälig verlor der Hals von Andrée seine Starrheit; sie ließ ihren Kopf auf ihren Busen fallen und vergoß reichliche Thränen.

„Gott hat gewollt, daß wir dieses neue Unglück erfahren; Gott, der so gerecht, so groß ist; Gott, der viel-

leicht andere Absichten mit Dir hatte; Gott, der ohne Zweifel urtheilte, die Gegenwart dieses Kindes an Deiner Seite wäre eine unverdiente Strafe..."

„Aber..." seufzte die arme Mutter, „aber warum hat Gott dieses unschuldige Geschöpf leiden lassen?"

„Gott hat es nicht leiden lassen, mein Kind," erwiederte der Doctor; „es ist in der Nacht seiner Geburt gestorben... Beklagen Sie es nicht mehr, als den Schatten, der vorüberzieht und verschwindet."

„Seine Schreie, die ich hörte?..."

„Waren sein Abschied vom Leben."

Andrée verbarg ihr Gesicht in ihren Händen, während die zwei Männer, ihre Gedanken in einen beredten Blick vermengend, ihrer frommen List Beifall spendeten.

Plötzlich kehrte Marguerite, einen Brief in der Hand, zurück... Dieser Brief war an Andrée gerichtet, und die Aufschrift lautete wie folgt:

„An Fräulein Andrée von Taverney, Rue Coq-Héron, die erste Thüre nach Rue Plastrière."

Philipp zeigte ihn dem Doctor über dem Kopf von Andrée, welche nicht mehr weinte, aber in ihre Schmerzen versunken war.

„Wer kann ihr hierher schreiben," dachte Philipp; „Niemand kennt ihre Adresse, und die Handschrift ist nicht die unseres Vaters."

„Geben Sie ihr den Brief," unterbrach ihn der Doctor, „das wird eine Zerstreuung für die tiefe Träumerei sein, die mich beunruhigt."

„Hier ist ein Brief für Dich, Andrée," sagte Philipp.

Ohne zu überlegen, ohne zu widerstehen, ohne sich zu wundern, zerriß Andrée den Umschlag und entfaltete, nachdem sie ihre Augen getrocknet, das Papier, um zu lesen; doch kaum hatte sie die drei Zeilen durchlaufen, aus denen der Brief bestand, als sie einen gewaltigen Schrei ausstieß, wie eine Wüthende auffuhr und, während ihre Arme und ihre Füße in einem furchtbaren Krampf

erstarrten, schwer wie eine Bildsäule in die Hände von Marguerite fiel, die ihr zusprang.

Philipp hob den Brief auf und las:

Auf der See, am 15. Dec. 17...

„Ich reise! vertrieben durch Sie, und Sie werden mich nicht mehr sehen; doch ich nehme mein Kind mit, das Sie nie seine Mutter nennen wird.

„Gilbert."

Philipp zerknitterte das Papier mit einem Gebrülle der Wuth.

„Oh!" rief er mit den Zähnen knirschend, „ich hatte das Verbrechen des Zufalls beinahe verziehen; doch dieses Verbrechen des Willens soll bestraft werden... Bei Deinem leblosen Haupte, Andrée, schwöre ich, den Elenden zu tödten, sobald er sich vor mir zeigt. Es wird Gottes Wille sein, daß ich ihn treffe, denn sein Maß ist voll. Doctor, wird Andrée zu sich kommen?"

„Ja, ja!"

„Doctor, Andrée muß morgen in das Kloster von Saint-Denis eintreten; übermorgen muß ich im nächsten Seehafen sein... Der Feige ist entflohen... ich werde ihn verfolgen... Ich muß dieses Kind haben... Doctor, was ist der nächste Seehafen?"

„Das Havre."

„In sechs und dreißig Stunden bin ich im Havre," rief Philipp.

CLXV.

An Bord.

Von diesem Augenblick war das Haus von Andrée schweigsam und düster wie ein Grab.

Die Nachricht von dem Tod ihres Sohnes hätte Andrée vielleicht getödtet. Es wäre einer von jenen dumpfen, langsamen Schmerzen gewesen, welche beständig untergraben. Der Brief von Gilbert war ein so heftiger Schlag, daß er übermäßig in der edlen Seele von Andrée Alles aufregte, was darin an Kräften und angreifenden Gefühlen blieb.

Wieder zu sich gekommen, suchte sie mit den Blicken ihren Bruder, und der Zorn, den sie in seinen Augen las, war eine neue Quelle des Muthes für sie.

Sie wartete, bis ihre Kräfte genug wiederhergestellt waren, daß ihre Stimme nicht mehr zitterte; dann nahm sie die Hand von Philipp und sagte:

„Mein Bruder, Du sprachst diesen Morgen vom Kloster von Saint-Denis, wo mir die Frau Dauphine eine Zelle bewilligt hat."

„Ja, Andrée."

„Du wirst mich noch heute dahin führen, wenn es Dir beliebt?"

„Ich danke, meine Schwester."

„Sie, Doctor," fuhr Andrée fort, „für so viel Güte, Aufopferung, Menschenfreundlichkeit wäre ein Dank eine unfruchtbare Belohnung. Ihr Lohn, Doctor, kann sich nicht auf der Erde finden."

Sie ging auf ihn zu, küßte ihn und sprach:

„Dieses kleine Medaillon enthält mein Bildniß, das meine Mutter machen ließ, als ich zwei Jahre alt war;

es muß meinem Sohn gleichen; behalten Sie es, Doctor, damit es zuweilen von dem Kind spricht, das Sie an das Tageslicht gebracht haben, und von der Mutter, die durch Ihre Sorge gerettet worden ist."

Nach diesen Worten vollendete Andrée, ohne selbst gerührt zu werden, ihre Anstalten zur Reise, und Abends um sechs Uhr trat sie, ohne daß sie es wagte, den Kopf zu erheben, durch die Pforte des Klosters von Saint-Denis ein, an dessen Gitter Philipp, unfähig, seine Erschütterung zu bemeistern, ihr ein vielleicht ewiges Lebewohl sagte.

Plötzlich verließen die Kräfte die arme Andrée, und sie kehrte hastig und mit offenen Armen zu ihrem Bruder zurück; auch er streckte seine Arme gegen sie aus; sie trafen zusammen trotz des kalten Hindernisses, das ihnen das Gitter entgegenstellte, und auf ihren brennenden Wangen vermengten sich ihre Thränen.

„Lebe wohl!" flüsterte Andrée, deren Schmerz in Schluchzen ausbrach.

„Lebe wohl!" erwiederte Philipp, seine Verzweiflung erstickend.

„Wenn Du je meinen Sohn wiederfindest, gestatte es nicht, daß ich sterbe, ohne ihn umarmt zu haben," sagte Andrée ganz leise.

„Sei unbesorgt ... Gott befohlen!"

Andrée entriß sich den Armen ihres Bruders und entfernte sich, unterstützt von einer Laienschwester, indem sie beständig in der tiefen Finsterniß des Klosters nach ihm schaute. So lange sie ihn sehen konnte, machte sie ihm Zeichen mit dem Kopf, dann mit ihrem Sacktuch, das sie schwang. Endlich empfing er ein letztes Lebewohl, welches sie ihm vom Hintergrund des dunklen Weges zuwarf. Und eine eiserne Thüre fiel mit einem unheimlichen Geräusch zwischen sie, und Alles war vorbei.

Philipp nahm die Post in Saint-Denis selbst; seinen Mantelsack auf dem Kreuz des Pferdes, eilte er die ganze Nacht, den ganzen folgenden Tag fort, und kam im Havre in

der Nacht dieses andern Tages an. Er nahm sein Nachtlager in dem ersten Gasthof, der sich an der Straße fand, und erkundigte sich am andern Morgen bei Tagesanbruch im Hafen nach den nächsten Abfahrten für Amerika.

Man antwortete ihm, die Brigg Adonis laufe noch an demselben Tag für New-York aus. Philipp suchte den Kapitän auf, der eben die letzten Vorkehrungen traf, ließ sich von diesem als Passagier aufnehmen, und bezahlte den Preis für die Ueberfahrt; dann schrieb er ein letztes Mal an die Frau Dauphine, um ihr seine ehrfurchtsvolle Ergebenheit und seinen Dank auszusprechen, schickte sein Gepäcke in sein Zimmer an Bord, und schiffte sich selbst zur Stunde der Fluth ein.

Es schlug vier Uhr auf dem Thurm von Franz I., als der Adonis aus dem Canal mit seinen Marssegeln und Focksegeln auslief. Das Meer war dunkelblau, der Himmel roth am Horizont. Auf die Verschänzung gelehnt, schaute Philipp, nachdem er die wenigen Passagiere, seine Reisegefährten, gegrüßt hatte, nach der Küste von Frankreich, die sich immer mehr in violette Dünste hüllte, je mehr die Brigg neue Segel einsetzend rasch gegen rechts an der Hève vorüberfuhr und die hohe See erreichte.

Bald sah Philipp nichts mehr, nicht die Küste von Frankreich, nicht die Passagiere, nicht den Ocean. Die finstere Nacht hatte Alles in ihre großen Flügel begraben, und Philipp schloß sich in das kleine Bett seines Zimmers ein, um die Abschrift des an die Dauphine gesandten Briefes zu lesen, der ebensowohl für ein Gebet an den Schöpfer gerichtet, als für einen an Geschöpfe gerichteten Abschied gelten konnte.

„Madame," hatte er geschrieben, „ein Mann ohne Hoffnung und ohne Stütze entfernt sich von Ihnen mit dem Bedauern, so wenig für Ihre zukünftige Majestät gethan zu haben. Dieser Mann zieht hinaus in die Stürme und Ungewitter des Meeres, während Sie in den Gefahren und Qualen der Regierung zurückbleiben. Jung, schön, angebetet, umgeben von ehrfurchtsvollen Freunden und ver-

götternden Dienern, werden Sie denjenigen vergessen, den Ihre königliche Hand huldvoll über die Menge erhoben hatte; ich werde Sie nie vergessen; ich gehe in eine neue Welt, um die Mittel zu studiren, Ihnen wirksamer auf Ihrem Thron zu dienen. Ich vermache Ihnen meine Schwester, eine arme, verlassene Blume, welche keine andere Sonne mehr haben wird, als Ihren Blick. Haben Sie die Gnade, sich zuweilen bis zu ihr herabzulassen, und im Schooße Ihrer Freude, Ihrer Allmacht, im Zusammenklang einstimmiger Wünsche, zählen Sie, ich beschwöre Sie, den Segen eines Verbannten, den Sie nicht hören werden, und der Sie vielleicht nie mehr sieht."

Nachdem er bis zu Ende gelesen, schnürte sich das Herz von Philipp zusammen. Das schwermüthige Geräusch des ächzenden Schiffes, das Tosen der Wellen, die sich aufspringend an den Lichtpforten brachen, bildeten eine Gesammtheit, welche lachendere Phantasien verdüstert hätte.

Die Nacht ging lang und schmerzlich für den jungen Mann hin. Ein Besuch, den ihm am Morgen der Kapitän machte, versetzte ihn nicht in eine befriedigende geistige Lage. Dieser Officier erklärte ihm, die meisten Passagiere fürchten das Meer und bleiben in ihrem Zimmer, die Ueberfahrt verspreche kurz zu sein, aber unangenehm wegen der Heftigkeit des Windes.

Philipp nahm von nun an die Gewohnheit an, mit dem Kapitän zu Mittag zu speisen, sich sein Frühstück ins Zimmer bringen zu lassen, und da er sich selbst nicht sehr gegen die Ungemächlichkeit des Meeres abgehärtet fühlte, pflegte er einige Stunden, in seinen großen Officiersmantel gehüllt, auf dem Oberlauf liegend zuzubringen. Die übrige Zeit wandte er dazu an, daß er sich einen Plan für sein zukünftiges Benehmen machte und seinen Geist durch eine solide Lectüre unterstützte. Zuweilen traf er die Passagiere, seine Reisegefährten. Dies waren zwei Damen, welche eine Erbschaft im Norden von Amerika einziehen wollten, und vier Männer, von denen der eine, schon alt, zwei Söhne bei sich hatte. Diese

sechs Passagiere hatten die ersten Zimmer inne. Auf der andern Seite erblickte Philipp einmal einige Menschen von geringerem Stande, so weit sich dies nach Haltung und Kleidung beurtheilen ließ; er fand hiebei nichts, was seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Je mehr sich die Leiden durch die Gewohnheit milderten, desto mehr gewann Philipp Heiterkeit, wie der Himmel. Einige schöne, reine, sturmfreie Tage verkündigten den Passagieren, daß man sich den gemäßigteren Breiten nähere. Dann blieb man länger auf dem Verdeck. Philipp, der es sich zum Gesetz gemacht, mit Niemand sich in ein Gespräch einzulassen, der selbst dem Kapitän seinen Namen verborgen hatte, damit man auf keinen der Gegenstände, auf die er einzugehen befürchtete, zu reden käme, Philipp, sagen wir, hörte nun von seinem Zimmer aus, selbst bei Nacht, Tritte über seinem Kopf; er hörte sogar die Stimme des Kapitäns, der ohne Zweifel mit einem Passagier auf und abging. Dies war ein Grund für ihn, nicht hinaufzusteigen. Er öffnete dann seine Lichtpforte, um ein wenig frische Luft einzuathmen, und erwartete den andern Morgen. Ein einziges Mal in der Nacht, als er weder sprechen, noch spazierengehen hörte, stieg er auf das Verdeck. Die Nacht war lau, der Himmel bewölkt, und hinter dem Schiff sah man im Sog, mitten unter Wirbeln, tausende von phosphorescirenden Körnern entstehen. Diese Nacht hatte ohne Zweifel den Passagieren zu stürmisch und schwarz geschienen, denn Philipp sah keinen derselben auf dem Verdeck. Nur auf dem Vordertheil des Schiffes, über das Bogspriet gelehnt, schlief oder träumte eine schwarze Gestalt, welche Philipp mit Mühe in der Finsterniß unterschied, irgend ein Passagier der zweiten Kajüte, ohne Zweifel ein armer Verbannter, der sich nach dem Hafen Amerikas sehnend vorwärts schaute, während Philipp den Hafen von Frankreich betrauerte.

Philipp betrachtete lang diesen in seiner Beschauung unbeweglichen Reisenden; dann erfaßte ihn die Morgen=

kälte, und er schickte sich an, in seine Kajüte zurückzukehren. . . . Der Passagier am Vordertheil betrachtete indessen den Himmel, der sich zu bleichen anfing. Philipp hörte den Kapitän und wandte sich um.

„Sie wollen frische Luft schöpfen, Kapitän?" sagte er.

„Mein Herr, ich stehe so eben auf."

„Ihre Passagiere sind Ihnen zuvorgekommen, wie Sie sehen."

„Sie; doch die Officiere sind frühzeitig wie die Matrosen."

„Oh! nicht ich allein," entgegnete Philipp; „sehen Sie dort jenen Menschen, der so tief träumt, nicht wahr, es ist auch einer von Ihren Passagieren?"

Der Kapitän schaute und schien erstaunt.

„Wer ist dieser Mensch?" fragte Philipp.

„Ein . . . Kaufmann," antwortete der Kapitän verlegen.

„Der dem Glück nachjagt?" murmelte Philipp; „die Brigg geht zu langsam für ihn."

Statt etwas zu erwiedern, ging der Kapitän zu dem Passagier, sagte ihm ein paar Worte, und Philipp sah ihn im Zwischendeck verschwinden.

„Sie haben seinen Traum gestört," sprach Philipp zum Kapitän, als dieser zu ihm zurückkam, „mich belästigte er nicht."

„Nein, mein Herr; ich habe ihn nur darauf aufmerksam gemacht, daß die Morgenkälte in diesen Gegenden gefährlich ist; die Passagiere zweiter Classe haben nicht, wie Sie, gute Mäntel."

„Wo sind wir, Kapitän?"

„Mein Herr, wir werden morgen die Azoren sehen und an einer derselben etwas frisches Wasser einnehmen, denn es wird sehr heiß."

CLXVI.

Die Azoren.

Zu der vom Kapitän bestimmten Stunde erblickte man vom Vordertheil des Schiffes, sehr fern in der blendenden Sonne, die Küsten einiger nordöstlich gelegenen Inseln.

Dies waren die Azoren.

Der Wind ging nach dieser Seite; die Brigg lief gut. Man kam um drei Uhr Nachmittags völlig ins Angesicht der Inseln.

Philipp sah die hohen Spiralen der Hügel mit den seltsamen Formen und dem düsteren Anblick, Felsen geschwärzt wie durch die Thätigkeit vulkanischen Feuers, Ausschnitte mit leuchtenden Kämmen und tiefen Abgründen.

Sobald man die erste von diesen Inseln bis auf einen Kanonenschuß erreicht hatte, legte die Brigg bei, und die Mannschaft schickte sich zu einer Landung an, um einige Tonnen frisches Wasser einzunehmen, wie es der Kapitän bewilligt hatte.

Alle Passagiere versprachen sich den Genuß eines Ausflugs auf dem Lande. Nach zwanzig Tagen und zwanzig Nächten einer angreifenden Schifffahrt den Fuß auf einen unbeweglichen Boden setzen, ist ein Vergnügen, das nur diejenigen zu schätzen wissen, welche eine weite Seereise gemacht haben.

„Meine Herren," sagte der Kapitän zu den Passagieren, die er unentschlossen zu sehen glaubte, „Sie können sich fünf Stunden auf dem Lande aufhalten. Benützen Sie die Gelegenheit. Sie finden auf dieser kleinen, völlig unbewohnten Insel Quellen von siedendem Wasser und Quellen von Eiswasser, wenn Sie Naturforscher sind; Kaninchen und Rothhühner, wenn Sie Jäger sind."

Philipp nahm seine Flinte, Pulver und Blei.

„Aber Sie, Kapitän,“ sagte er, „Sie bleiben an Bord? Warum kommen Sie nicht mit uns?“

„Weil dort,“ erwiederte der Officier, nach dem Meer deutend, „weil dort ein Schiff von verdächtigem Aussehen kommt; ein Schiff, das mir seit ungefähr vier Tagen folgt; ein schlimmes Gesicht von einem Schiff, wie wir sagen, und so muß ich Alles beobachten, was es thun wird.“

Zufrieden mit dieser Erklärung, bestieg Philipp ein Boot und ging nach dem Lande ab.

Die Damen, mehrere Passagiere vom Vordertheil oder vom Hintertheil wagten es nicht, hinabzusteigen, oder sie warteten, bis die Reihe an sie kam.

Man sah die zwei Boote mit den freudigen Matrosen und den noch viel freudigeren Passagieren abfahren.

Das letzte Wort des Kapitäns war:

„Um acht Uhr, meine Herren, wird Sie das letzte Boot abholen, merken Sie sich das wohl, denn die Säumigen müßten zurückgelassen werden.

Als alle Welt, Naturforscher und Jäger, gelandet hatten, traten die Matrosen sogleich in eine Höhle ein, welche hundert Schritte vom Ufer entfernt lag und eine Krümmung bildete, als wollte sie die Sonnenstrahlen fliehen.

Eine frische Quelle von azurnem, ausgezeichnetem Wasser glitt unter den moosbewachsenen Felsen hin und verlor sich, ohne aus der Grotte selbst herauszukommen, auf einem Boden von feinem beweglichem Sand.

Hier verweilten die Matrosen, sagen wir, und füllten ihre Tonnen, die sie bis zum Ufer wälzten.

Philipp schaute ihnen zu. Er bewunderte den bläulichen Schatten dieser Höhle, die Frische, das sanfte Gemurmel des von Cascade zu Cascade gleitenden Wassers; er staunte, zuerst die undurchdringlichste Finsterniß und die heftigste Kälte gefunden zu haben, während nach einigen

Minuten die Temperatur mild schien und der Schatten mit weichen, geheimnißvollen Hellen durchmengt war. So war er Anfangs mit ausgestreckten Händen und sich an den Felswänden stoßend den Matrosen gefolgt, ohne sie zu sehen; allmälig aber hob sich jedes Gesicht, jede Wendung erleuchtet von der Finsterniß ab, und Philipp zog das Licht dieser Grotte dem des Himmels vor, das am Tag in diesen Gegenden so scharf und hart ist.

Mittlerweile hörte er die Stimmen seiner Gefährten sich in der Ferne verlieren. Ein paar Flintenschüsse erschollen in den Bergen, dann erlosch das Geräusch, und Philipp blieb allein.

Die Matrosen hatten ihrerseits ihre Aufgabe erfüllt und sollten nicht mehr in die Grotte zurückkommen.

Philipp ließ sich nach und nach von dem Zauber dieser Einsamkeit und vom Wirbel seiner Gedanken hinreißen; er streckte sich auf dem weichen Sand aus, lehnte sich an die mit aromatischen Kräutern bedeckten Felsen an und träumte.

So verliefen die Stunden. Er hatte die Welt vergessen. Neben ihm lag seine Flinte auf dem Stein, und um gemächlicher ruhen zu können, hatte er aus seinen Taschen die Pistolen gezogen, die ihn nie verließen.

Seine ganze Vergangenheit kam langsam, feierlich zu ihm zurück, wie eine Lehre oder ein Vorwurf. Seine ganze Zukunft entfloh unfreundlich, wie jene scheuen Vögel, die man zuweilen mit dem Blick, nie mit der Hand berührt.

Während Philipp so träumte, träumte, lachte, hoffte man ohne Zweifel hundert Schritte von ihm. Er hatte eine unwillkührliche Vorstellung von dieser Bewegung, und mehr als einmal kam es ihm vor, als hörte er den Ruderschlag von den Booten, die nach dem Ufer hin oder an Bord zurück Passagiere führten, die Einen müde des Vergnügens auf der Insel, die Andern gierig, es auch zu genießen.

Doch er war in seiner Betrachtung nicht gestört wor-

den, mochte der Eingang der Grotte von den Einen nicht wahrgenommen worden sein, mochten die Andern es nicht der Mühe werth erachtet haben, in dieselbe einzudringen.

Plötzlich stellte sich ein schüchterner, unentschiedener Schatten zwischen das Tageslicht und die Höhle, auf die Schwelle selbst. Philipp sah einen Menschen, die Hände voraus, den Kopf gesenkt, nach dem murmelnden Wasser zu gehen. Dieser Mensch stieß sich sogar einmal an den Felsen, als sein Fuß auf dem Gras ausglitschte.

Da erhob sich Philipp und reichte ihm die Hand, um ihm auf den guten Weg zu helfen. Bei dieser Bewegung der Gefälligkeit trafen seine Finger die Hand des Reisenden in der Finsterniß.

„Hieher," sagte er freundlich; „hier ist das Wasser, mein Herr."

Beim Ton dieser Stimme erhob der Unbekannte hastig den Kopf, als wollte er antworten, und zeigte dabei entblößt sein Gesicht in dem blauen Halbschatten der Grotte.

Aber Philipp stieß plötzlich einen Schrei des Entsetzens aus und machte einen Sprung rückwärts.

Der Unbekannte gab seinerseits einen Schrei des Schreckens von sich und wich zurück.

„Gilbert!"

„Philipp!"

Diese zwei Worte erschollen zu gleicher Zeit wie ein unterirdischer Donner.

Dann hörte man nur noch etwas wie das Geräusch eines Streites. Philipp hatte mit seinen beiden Händen seinen Feind am Kragen gepackt und zog ihn nach dem Hintergrund der Höhle.

Gilbert ließ sich fortschleppen, ohne eine einzige Klage von sich zu geben. An die Felsen des Umkreises angelehnt, konnte er nicht mehr zurückweichen.

„Elender! endlich habe ich Dich!" brüllte Philipp. „Gott überliefert Dich mir . . . Gott ist gerecht!"

Gilbert war leichenbleich und machte nicht eine Geberde; er ließ seine Arme an seinen Seiten herabfallen.

„Oh! der feige Bösewicht," rief Philipp; „er hat nicht einmal den Instinct des wilden Thieres, das sich vertheidigt!"

Doch Gilbert erwiederte mit einer Stimme voll Sanftmuth:

„Mich vertheidigen! warum?"

„Es ist wahr, Du weißt wohl, daß Du in meiner Gewalt bist... Du weißt, daß Du die furchtbarste Strafe verdient hast. Alle Deine Verbrechen sind erwiesen. Du hast eine Frau durch die Schmach erniedrigt und Du hast sie durch die Unmenschlichkeit umgebracht. Es war für Dich wenig, eine Jungfrau zu beflecken, und Du wolltest eine Mutter ermorden."

Gilbert antwortete nicht. Philipp, der sich allmälig im Feuer seines eigenen Zornes berauschte, legte abermals die Hände an Gilbert. Gilbert leistete keinen Widerstand.

„Du bist also kein Mann," rief Philipp, indem er ihn mit dem heftigsten Grimm schüttelte, „Du hast nur das Gesicht eines Mannes... Wie! nicht einmal Widerstand! Aber Du siehst wohl, ich erwürge Dich, wehre Dich also! vertheidige Dich... feiger Mörder!"

Gilbert fühlte, wie die scharfen Finger seines Feindes in seinen Hals eindrangen; er richtete sich auf, stemmte sich an und warf, stark wie ein Löwe, Philipp mit einer einzigen Bewegung seiner Schultern fern von sich... dann kreuzte er die Arme und sprach:

„Sie sehen wohl, daß ich mich vertheidigen könnte, wenn ich wollte; doch wozu, nun, da Sie nach Ihrer Flinte laufen; ich will lieber von einem einzigen Schuß getödtet, als von Nägeln zerrissen und von schmählichen Schlägen niedergeworfen werden."

Philipp hatte in der That seine Flinte ergriffen, doch bei diesen Worten stieß er sie zurück und murmelte:

„Nein, nein."

Dann fragte er laut:

„Wohin gehst Du? . . . woher bist Du gekommen?"

„Ich bin Passagier auf dem Adonis."

„Du verbirgst Dich also, Du hattest mich gesehen?"

„Ich wußte nicht, daß Sie an Bord waren."

„Du lügst."

„Ich lüge nicht."

„Wie kommt es denn, daß ich Dich nie gesehen habe?"

„Weil ich mein Zimmer nur bei Nacht verließ."

„Du siehst! Du verbirgst Dich!"

„Allerdings."

„Vor mir?"

„Nein, sage ich Ihnen, ich gehe nach Amerika mit einem Auftrag und soll nicht gesehen werden. Der Kapitän hat mich deshalb abgesondert einquartiert."

„Du verbirgst Dich, sage ich Dir, um mir Deine Person zu entziehen . . . und besonders, um mir das Kind zu verbergen, das Du gestohlen hast."

„Das Kind!" rief Gilbert.

„Ja, Du hast es gestohlen und fortgenommen, um Dir daraus eines Tags eine Waffe zu machen, durch die Du irgend einen Vortheil ziehen willst, Elender!"

Gilbert schüttelte den Kopf.

„Ich habe das Kind genommen," sagte er, „damit es Niemand seinen Vater verachten oder verleugnen lehre."

Philipp schöpfte einen Augenblick Athem und sprach dann:

„Wenn dies wahr wäre, wenn ich es glauben könnte, wärest Du minder ruchlos, als ich dachte; doch Du hast gestohlen, warum solltest Du nicht lügen?"

„Gestohlen! ich gestohlen?"

„Du hast das Kind gestohlen."

„Es ist mein Sohn! es gehört mir! Man stiehlt nichts, mein Herr, wenn man sein Eigenthum zurücknimmt."

„Höre," sprach Philipp, bebend vor Zorn, „vorhin

kam mir der Gedanke, Dich zu tödten. Ich hatte es geschworen, ich war berechtigt dazu."

Gilbert antwortete nicht.

„Nun erleuchtet mich Gott. Gott hat Dich auf meinen Weg geworfen, als wollte er mir sagen: die Rache ist unnütz; man darf sich nur rächen, wenn man von Gott verlassen ist . . . Ich werde Dich nicht tödten; ich werde nur das Gebäude des Unglücks, das Du aufgerichtet, zerstören . . . Dieses Kind ist Deine Quelle für die Zukunft, Du wirst mir dieses Kind sogleich zurückgeben."

„Aber ich habe es nicht," entgegnete Gilbert. „Man nimmt ein Kind von vierzehn Tagen nicht mit auf die See."

„Du mußtest wohl eine Amme für dasselbe finden: warum solltest Du nicht die Amme mitgenommen haben?"

„Ich sage Ihnen, daß ich das Kind nicht mitgenommen habe."

„Dann hast Du es in Frankreich gelassen? An welchem Ort hast Du es gelassen?"

Gilbert schwieg.

„Antworte! wo hast Du es zu einer Amme gethan, und mit welchen Mitteln?"

Gilbert schwieg.

„Ah! Elender, Du trotzest mir," rief Philipp; „Du fürchtest Dich nicht, meinen Zorn wieder zu erwecken . . . Willst Du mir sagen, wo das Kind meiner Schwester ist? Willst Du mir dieses Kind zurückgeben?"

„Mein Kind gehört mir," murmelte Gilbert.

„Bösewicht! Du siehst wohl, daß Du sterben mußt?"

„Ich will mein Kind nicht zurückgeben."

„Gilbert, höre, ich spreche sanft mit Dir; Gilbert, ich werde die Vergangenheit zu vergessen, ich werde Dir zu verzeihen suchen, Gilbert; Du begreifst meine Großmuth, nicht wahr? . . . Ich verzeihe Dir! . . . Alles, was Du an Schande und Unglück über unser Haus gebracht hast, verzeihe ich Dir; das ist ein großes Opfer; gib mir

das Kind zurück. Willst Du mehr? ... Willst Du, daß ich den gerechten Widerwillen von Andrée zu besiegen suche, daß ich für Dich vermittle? Nun! ... ich werde es thun ... gib mir das Kind zurück ... Noch ein Wort ... Andrée liebt wahnsinnig ihren Sohn ... Deinen Sohn ... sie wird sich durch Deine Reue rühren lassen, ich verspreche, ich gelobe es Dir; doch gib das Kind zurück, Gilbert, gib es zurück."

Gilbert kreuzte seine Arme, heftete einen Blick voll düsteren Feuers auf Philipp und sprach:

„Sie haben mir nicht geglaubt, ich glaube Ihnen nicht; nicht als wären Sie nicht ein ehrlicher Mann, sondern weil ich den Abgrund der Kastenvorurtheile erforscht habe. Es ist keine Rückkehr, keine Verzeihung mehr möglich. Wir sind Todfeinde ... Sie sind der Stärkere, seien Sie Sieger ... Ich verlange Ihre Waffe nicht, verlangen Sie nicht die meinige ..."

„Du gestehst also, daß es eine Waffe ist?"

„Gegen die Verachtung, ja; gegen die Undankbarkeit, ja; gegen die Beleidigung, ja!"

„Ich frage Dich noch einmal, Gilbert, willst Du!" rief Philipp, Schaum auf dem Mund.

„Nein."

„Nimm Dich in Acht."

„Nein."

„Ich will Dich nicht ermorden: es soll Dir die Möglichkeit gegeben sein, den Bruder von Andrée zu tödten. Ein Verbrechen mehr! ... Ah! ah! das ist verlockend. Nimm diese Pistole; hier ist eine andere; zählen wir jeder bis drei und schießen wir!"

Und er warf eine Pistole zu den Füßen von Gilbert.

Der junge Mann blieb unbeweglich und erwiederte:

„Ein Duell ist gerade das, was ich ausschlage."

„Du willst lieber, daß ich Dich tödte!" rief Philipp, wahnsinnig vor Wuth und Verzweiflung.

„Ich will lieber von Ihnen getödtet werden."

„Ueberlege . . . mein Kopf gerräth in Verwirrung.“

„Ich habe überlegt.“

„Ich bin in meinem Recht, Gott muß mich freisprechen.“

„Ich weiß es . . . tödten Sie mich.“

„Zum letzten Male, willst Du Dich schlagen?“

„Nein.“

„Du weigerst Dich, Dich zu vertheidigen.“

„Ja.“

„Nun! so stirb wie ein Bösewicht, von dem ich die Erde säubere; stirb wie ein Ruchloser, stirb wie ein Bandit, stirb wie ein Hund!“ rief Philipp.

Und er drückte seine Pistole auf Gilbert ab. Dieser streckte die Arme aus, neigte sich zuerst rückwärts, dann vorwärts und fiel endlich auf sein Gesicht, ohne einen Schrei von sich zu geben. Philipp fühlte den Sand unter seinem Fuße sich mit lauem Blute schwängern; er verlor ganz und gar die Vernunft und stürzte aus der Höhle.

Vor ihm war das Ufer; eine Barke wartete; man hatte die Stunde der Abfahrt vom Bord auf acht Uhr angekündigt; es war acht Uhr und einige Minuten.

„Ah!“ Sie sind da, Herr,“ sagten die Matrosen; „Sie sind der Letzte; Jeder ist an Bord zurückgefahren; was haben Sie geschossen?“

Bei diesem Wort verlor Philipp das Bewußtsein.

Man brachte ihn so nach dem Schiffe, das sich eben segelfertig machte.

„Ist Jedermann zurück?“ fragte der Kapitän.

„Hier bringen wir den letzten Passagier,“ antworteten die Matrosen. „Er muß einen Fall gemacht haben, denn er ist so eben ohnmächtig geworden.“

Der Kapitän befahl ein entscheidendes Manoeuvre, die Brigg entfernte sich rasch von den Azoren, gerade in dem Augenblick, wo das unbekannte Schiff, das sie so lange beunruhigt hatte, unter amerikanischer Flagge in den Hafen einlief.

Der Kapitän des Adonis wechselte ein Signal mit diesem Schiff, setzte dann, wenigstens scheinbar beruhigt, seine Fahrt nach dem Westen fort und verlor sich bald im Schatten der Nacht.

Erst am andern Tag bemerkte man, daß ein Passagier an Bord fehlte.

Ende von Joseph Balsamo.

Epilog.

Der 9. Mai.

Am 9. Mai das Jahres 1774 um acht Uhr Abends bot Versailles das seltsamste und interessanteste Schauspiel.

Seit dem ersten Tag des Monats hütete König Ludwig XV., von einer furchtbaren Krankheit befallen, deren ernste Bedeutung die Aerzte ihm nicht zu gestehen wagten, das Bett, und fing an mit den Augen um sich her die Wahrheit oder die Hoffnung zu suchen.

Der Arzt Bordeu hatte beim König eine äußerst bösartige Blatternkrankheit bezeichnet, und der Arzt la Martinière, der sie wie sein College erkannte, war der Meinung, man müsse den König davon in Kenntniß setzen; damit er geistig und materiell, als König und als Christ, Maßregeln für sein Heil und für das seines Reiches treffe. „Der allerchristlichste König,“ sagte er, „müßte sich die letzte Oelung geben lassen.“

La Martinière vertrat die Partei des Dauphin, die Opposition. Bordeu behauptete, schon durch das Zugeständniß der Schwere des Uebels würde man den König tödten, und er seinerseits weiche vor einem Königsmord zurück.

Bordeu vertrat die Partei Dubarry.

Die Religion zum König berufen hieß in der That die Favoritin austreiben. Wenn Gott durch eine Thür eintritt, muß der Teufel wohl durch die andere hinausgehen.

Während aller dieser inneren Spaltungen der Facultät, der Familie und der Parteien quartierte sich die Krankheit bequem in diesem gealterten, abgenutzten, durch die Schwelgerei verdorbenen Körper ein; sie befestigte sich darin dergestalt, daß weder Mittel, noch Verordnungen sie daraus verjagen konnten.

Schon bei den ersten Anfällen des Uebels, das von einer Untreue von Ludwig XV. herrührte, zu der Madame Dubarry gefällig die Hand gereicht hatte, sah der König um sein Bett her seine beiden Töchter, die Favoritin und die am meisten in Gunst stehenden Höflinge sich versammeln. Man lachte noch und unterstützte sich.

Plötzlich erschien in Versailles das strenge und düstere Gesicht von Madame Louise von Frankreich; sie verließ ihre Zelle in Saint-Denis, um ihrem Vater auch Trost und Pflege zu spenden."

Sie trat bleich und finster ein, wie die Bildsäule des Verhängnisses; es war nicht mehr eine Tochter für ihren Vater, eine Schwester für ihre Schwestern; sie glich den Prophetinnen des Alterthums, welche an den unheilvollen Tagen des Mißgeschicks erschienen und den verblendeten Königen zuriefen: Wehe! wehe! wehe!

Sie fiel in Versailles zu einer Stunde ein, wo Ludwig die Hände von Madame Dubarry küßte und sie wie sanfte Liebkosungen auf seine kranke Stirne, auf seine entflammten Wangen legte.

Bei ihrem Anblick entfloh Alles, die Schwestern flüchteten sich in das anstoßende Zimmer, Madame Dubarry beugte das Knie und lief in ihre Wohnung, die bevorzugten Höflinge wichen bis in die Vorzimmer zurück, die zwei Aerzte allein blieben an der Ecke des Kamins.

„Meine Tochter!" murmelte der König, indem er seine durch den Schmerz und das Fieber geschlossenen Augen öffnete.

„Ihre Tochter, ja, Sire."

„Sie kommt . . ."

„Im Auftrage Gottes?"

Der König erhob sich mit einem leichten Lächeln.

„Denn Sie vergessen Gott," fuhr Frau Louise fort.

„Ich!..."

„Ich will Sie an ihn erinnern."

„Meine Tochter! ich bin dem Tod nicht so nahe, daß eine Ermahnung dringend sein müßte. Meine Krankheit ist leicht: eine Steife, etwas Entzündung..."

„Eure Krankheit, Sire," unterbrach ihn die Prinzessin, „ist diejenige, welche nach der Etiquette um das Bett Seiner Majestät die großen Prälaten des Reiches versammeln soll. Wird ein Mitglied der königlichen Familie von den Blattern befallen, so müssen ihm sogleich die Sterbesacramente gegeben werden."

„Madame!..." rief der König sehr bewegt, sehr bleich, „was sagen Sie?"

„Madame!" riefen die Aerzte voll Schrecken.

„Ich sage, Eure Majestät ist von den Blattern befallen," fuhr die Prinzessin fort.

Der König stieß einen Schrei aus und entgegnete:

„Die Aerzte haben es nicht gesagt."

„Sie wagen es nicht; ich erschaue für Eure Majestät ein anderes Reich, als Frankreich. Nähern Sie sich Gott, Sire, und lassen Sie alle Ihre Jahre vor Ihrem innern Gesicht vorübergehen."

„Die Blattern!" murmelte Ludwig XV., „eine tödtliche Krankheit! ... Bordeu! la Martinière ... ist es wahr?"

Die zwei Aerzte schauten zu Boden.

„Ich bin also verloren," wiederholte der König mehr als je erschrocken.

„Man kann von allen Krankheiten genesen, Sire, besonders wenn man die Ruhe seines Geistes bewahrt," sprach Bordeu, der die Initiative ergriff.

„Gott gibt die Ruhe des Geistes und die Rettung des Körpers," entgegnete die Prinzessin.

„Madame," sagte Bordeu kühn, obgleich mit leiser Stimme, „Sie tödten den König!"

Die Prinzessin würdigte ihn keiner Antwort. Sie nahm die Hand des Kranken, bedeckte sie mit Küssen und sprach:

„Sire, brechen Sie mit der Vergangenheit und geben Sie Ihren Völkern ein Beispiel. Niemand warnte Sie; Sie liefen Gefahr, für die Ewigkeit verloren zu sein. Versprechen Sie, als Christ zu leben, wenn Sie leben; sterben Sie als Christ, wenn Gott Sie zu sich ruft."

Sie endigte diese Worte mit einem neuen Kuß, den sie auf die königliche Hand drückte, und kehrte wieder langsamen Schrittes nach den Vorzimmern zurück. Hier ließ sie ihren langen schwarzen Schleier auf ihr Gesicht nieder, ging feierlich die Stufen hinab, stieg in den Wagen und hinterließ ein Erstaunen, einen Schrecken, wovon nichts einen Begriff zu geben vermöchte.

Der König erholte sich erst wieder durch Befragung der Aerzte; doch er war tief erschüttert und sprach:

„Ich will nicht, daß die Scenen von Metz mit der Frau Herzogin von Chateauroux sich wiederholen; man lasse Frau von Aiguillon holen und bitte sie, Madame Dubarry nach Rueil zu führen."

Dieser Befehl war das Signal zum Ausbruch. Bordeu wollte einige Worte sprechen, doch der König hieß ihn schweigen. Bordeu sah überdies seinen Collegen bereit, dem Dauphin Alles zu melden; Bordeu wußte den Ausgang der Krankheit des Königs; er kämpfte nicht, verließ das königliche Gemach und benachrichtigte Madame Dubarry von dem Schlag, der sie traf.

Erschrocken über den unheilschwangern und beleidigenden Anblick, den schon alle Gesichter boten, beeilte sich die Gräfin, zu verschwinden. In einer Stunde war sie außerhalb Versailles, und die Herzogin von Aiguillon, eine getreue und dankbare Freundin, führte die in Ungnade Gefallene nach dem Schlosse Rueil, das ihr durch Erbschaft vom großen Richelieu zugefallen war.

Bordeu verschloß die Thüre des Königs der ganzen königlichen Familie unter dem Vorwand der Ansteckung.

Das Zimmer von Ludwig XV. war fortan vermauert: es sollte nichts mehr Eintritt haben, als die Religion und der Tod.

Der König bekam an demselben Tag die letzte Oelung, und diese Nachricht verbreitete sich in Paris, wo die Ungnade der Favoritin schon ein an allen Orten besprochenes Ereigniß war.

Der ganze Hof ließ sich bei dem Dauphin melden, der seine Thüre schloß und nicht einen Menschen empfing.

Doch am andern Tag befand sich der König besser, und er schickte den Herzog von Aiguillon zu Madame Dubarry ab, um ihr seine Complimente zu überbringen.

Dieser andere Tag war der 9. Mai 1774.

Der Hof verließ in aller Eile den Pavillon des Dauphin und wandte sich in einem solchen Strom nach Rueil, wo die Favoritin wohnte, daß man seit der Verbannung von Herrn von Choiseul nach Chanteloup keine solche Reihe von Carrossen gesehen hatte.

So standen die Dinge. Wird der König am Leben bleiben, und ist Madame Dubarry immer noch Königin? Wird der König sterben, und ist Madame Dubarry nichts Anderes, als eine schmähliche, verruchte Courtisane?

Deshalb bot Versailles am 9. Mai des Jahres 1774 um acht Uhr Abends ein so seltsames, ein so interessantes Schauspiel.

Auf dem Platze vor dem Palast hatten sich einige Gruppen an den Gittern gebildet, gutmüthige Gruppen, bestehend aus Leuten, die es drängte, die Neuigkeiten zu erfahren.

Es waren Bürger von Versailles oder Paris, welche mit aller erdenklichen Höflichkeit sich nach dem König bei den Gardes-du-corps erkundigten, die die Hände auf dem Rücken schweigsam im Ehrenhof auf- und abgingen.

Allmälig zerstreuten sich die Gruppen: die Leute von Paris nahmen Platz in den Patachen, um friedlich nach Hause zurückzukehren; sicher, die Nachrichten von erster

Hand zu erhalten, kehrten die Leute von Versailles ebenfalls in ihre Wohnungen zurück.

Man sah in der Stadt nur noch die Patrouillen der Schaarwache, die ihre Pflichten ein wenig schlaffer als gewöhnlich verrichteten, und diese riesige Welt, die man den Palast von Versailles nennt, begrub sich nach und nach in Nacht und in Stillschweigen.

. . . .

An der Ecke der mit Bäumen besetzten Straße, welche dem Palast gegenüberliegt, saß auf einer steinernen Bank und unter dem schon üppigen, dichten Blätterwerk der Kastanienbäume an diesem Abend ein Mann von vorgerücktem Alter, das Gesicht gegen das Schloß gewendet, wobei ein Stock seinen beiden Händen als Stütze diente, während er seinen nachdenkenden, poetischen Kopf auf seine Hände stützte.

Es war ein gebeugter Greis von kränklichem Aussehen, dessen Auge jedoch noch eine Flamme schleuderte, und dessen Geist noch glühender loderte, als seine Augen.

Er hatte sich so sehr in seine Betrachtung, in seine Seufzer vertieft, daß er am Ende des Platzes einen andern Mann nicht sah, der, nachdem er neugierig nach den Gittern geschaut und die Gardes-du-corps befragt hatte, schräge über die Esplanade schritt und gerade auf die Bank zuging, mit der Absicht, darauf zu ruhen.

Der Andere war ein junger Mann mit hervorspringenden Backenknochen, eingedrückter Stirne, mit einer Adlernase und höhnischem Lächeln. Während er auf die Bank zuging, gab er, obgleich allein, ein Hohngelächter von sich, das wohl das Echo zu einem geheimen Gedanken bildete.

Drei Schritte von der Bank erblickte er den Greis und trat ein wenig beiseit, während er ihn mit seinem verdächtigen Lachen zu recognosciren suchte; nur mochte er befürchten, man könnte seinem Blick eine Deutung geben, und er näherte sich mit einer ungestümen Bewegung und fragte:

„Der Herr schöpft frische Luft?"

Der Greis schaute empor.

„Ei!" rief der junge Mann, „das ist mein erhabener Meister."

„Und Sie sind mein junger Arzt," sagte der Greis.

„Wollen Sie mir erlauben, mich an Ihre Seite zu setzen?"

„Sehr gern, mein Herr," erwiederte der Greis. Und er machte dem Andern Platz.

„Es scheint, es geht besser mit dem König," sagte der junge Mann; „man freut sich."

Und er schlug ein neues Gelächter auf.

Der Greis antwortete nicht.

„Den ganzen Tag sind die Carrossen von Paris nach Rueil, und von Rueil nach Versailles gerollt," fuhr der junge Mann fort... „Die Gräfin Dubarry wird den König heirathen, so bald er wiederhergestellt ist."

Und er beendigte seinen Satz mit einem neuen Gelächter, das noch viel geräuschvoller war, als das erste.

Der Greis antwortete auch diesmal noch nicht.

„Verzeihen Sie mir, wenn ich auf diese Art lache," sprach der junge Mann mit einer Bewegung voll nervöser Reizbarkeit, „sehen Sie, ein guter Franzose liebt seinen König, und mein König befindet sich besser."

„Scherzen Sie nicht so über diesen Gegenstand, mein Herr," entgegnete der Greis mit mildem Tone, „der Tod eines Menschen ist immer ein Unglück für irgend Jemand, und der Tod eines Königs ist oft ein großes Unglück für Alle."

„Selbst der Tod von Ludwig XV.?" unterbrach ihn der junge Mann mit ironischem Ton. „Oh! mein lieber Meister, Sie, ein so mächtiger Philosoph, Sie behaupten eine solche These... Oh! ich kenne die Energie und die Gewandtheit Ihrer Paradoxen, doch dieses lasse ich Ihnen nicht hingehen."

Der Greis schüttelte den Kopf.

„Und überdies," fügte der junge Mann bei, „warum

an den Tod des Königs denken? Wer spricht davon? Der König hat die Blattern... Wir wissen alle, was dies bedeutet; er hat Bordeu und la Martinière, geschickte Leute, bei sich... Ich wette, daß Ludwig der Vielgeliebte abermals davonkommt, mein lieber Meister; nur erstickt diesmal das französische Volk nicht in den Kirchen, um neuntägige Gebete zu verrichten, wie zur Zeit seiner ersten Krankheit... Hören Sie, Alles nutzt sich ab."

„Stille!" versetzte der Greis bebend, „stille! denn ich sage Ihnen, Sie sprechen von einem Mann, über den Gott in diesem Augenblick seinen Finger ausstreckt."

Erstaunt über diese seltsame Sprache, schaute der junge Mann von der Seite den Greis an, dessen Augen die Façade des Schlosses nicht verließen.

„Sie haben also genauere Nachrichten?" fragte er.

„Schauen Sie," sprach der Greis, indem er nach einem der Fenster des Palastes deutete; „was sehen Sie dort?"

„Ein beleuchtetes Fenster... meinen Sie das?"

„Ja... doch wie beleuchtet?"

„Durch eine Kerze, welche in einer kleinen Laterne steckt."

„Ganz richtig."

„Nun?"

„Nun! junger Mann, wissen Sie, was die Flamme dieser Kerze vorstellt?"

„Nein, mein Herr."

„Sie stellt das Leben des Königs vor."

Der junge Mann schaute den Greis noch schärfer an, als wollte er sich versichern, daß er seine volle Vernunft besitze.

„Einer von meinen Freunden," fuhr der Greis fort, „Herr von Jussieu, hat die Kerze dorthin gestellt, und sie wird brennen, so lange der König lebt."

„Es ist also ein Signal?"

„Ein Signal, das der Nachfolger von Ludwig XV., hinter einem Vorhang verborgen, nicht aus den Augen

läßt. Dieses Signal, das Ehrgeizige von dem Augenblick unterrichten wird, wo ihre Regierung beginnt, unterrichtet auch einen armen Philosophen, wie ich bin, von dem Augenblick, wo Gott auf ein Jahrhundert und ein Dasein haucht."

Der junge Mann bebte ebenfalls und näherte sich auf der Bank seinem Gegenredner.

„Oh!" sagte der Greis, „betrachten Sie wohl diese Nacht, junger Mann; sehen Sie, was sie an Wolken und Stürmen in sich schließt; die Morgenröthe, welche darauf folgen wird, erschaue ich ohne Zweifel, denn ich bin nicht alt genug, um den nächsten Tag nicht zu erleben. Doch eine Regierung wird vielleicht beginnen, die Sie bis zu ihrem Ende sehen, und die wie diese Nacht Geheimnisse in sich schließt, die ich nicht mehr erschaue... Es ist also nicht ohne Interesse für mich, das Feuer jener zitternden Kerze, deren Sinn ich Ihnen so eben erklärt habe."

„Es ist wahr," murmelte der junge Mann, „es ist wahr, mein Meister."

„Ludwig XIV.," fuhr der Greis fort, „hat drei und siebenzig Jahre regiert; wie viel Jahre wird Ludwig XV. regieren?"

„Ah!" rief der junge Mann, mit dem Finger nach dem Fenster deutend, das mit einem Schlage in Finsterniß versunken war.

„Der König ist todt!" sprach der Greis und stand mit einer Art von Schrecken auf.

Und Beide beobachteten einige Minuten lang ein tiefes Stillschweigen.

Plötzlich fuhr eine Carrosse, mit acht Pferden bespannt, in großer Eile aus dem Hof des Palastes. Zwei Piqeuers ritten, Jeder eine Fackel in der Hand haltend, voran.

Im Wagen fuhren der Dauphin, Marie Antoinette und Madame Elisabeth, die Schwester des Königs.

Das Licht der Fackeln beleuchtete auf eine unheimliche

Weise ihre bleichen Gesichter. Der Wagen fuhr zehn Schritte von der Bank an den zwei Männern vorüber.

„Es lebe der König Ludwig XVI., es lebe die Königin!" rief der junge Mann mit einer so einschneidenden Stimme, daß man hätte glauben sollen, er wolle diese neue Majestät eher schmähen, als begrüßen.

Der Dauphin dankte; die Königin zeigte ihr ernstes, trauriges Gesicht. Der Wagen verschwand.

„Mein lieber Herr Rousseau," sagte sodann der junge Mann, „nun ist Madame Dubarry Witwe!"

„Morgen wird sie verbannt sein," sprach der Greis. „Gott befohlen, Herr Marat..."

Ende des Epilogs.

Anmerkung.

Die erste Abtheilung der **Denkwürdigkeiten eines Arztes**, die von der Hochzeit von Marie Antoinette bis zum Jahr 1774 abgelaufene Zeit umfassend, ist beendigt.

Die zweite Abtheilung, welche Alexandre Dumas seinen Lesern binnen Kurzem verspricht, wird die sechs Jahre von 1789 bis 1794, nämlich von der Einnahme der Bastille bis zum Ende der Schreckensregierung, enthalten.

Dann sollen nach und nach das Directorium, das Kaiserreich und die Restauration kommen; alle diese Ereignisse der Mitzeit werden so vor den Augen des Publicums vorübergehen, dessen Neugierde so lebhaft durch das Lesen der ersten Abtheilung der Denkwürdigkeiten eines Arztes erregt worden ist.

Wie bis jetzt, so wird auch in Zukunft diese Uebertragung der Denkwürdigkeiten eines Arztes in's Deutsche auf's Schnellste dem Original folgen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Denkwürdigkeiten eines Arztes

Bd.: 25-27

Stuttgart 1848

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.fr.o.27-km(14#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11718589-3